

Vom 17. bis 25. März machte wieder eine taiwanische Wirtschaftsdelegation unter der Leitung des Präsidenten der zur Regierungspartei KMT (Kuomintang) gehörenden China Development Corp. (CDC), Liu Taiying, eine Südostasien-Tour. In Bangkok unterzeichnete er ein Memorandum mit dem Bangkok First Investment and Trust (BFIT), in dem die CDC ihre Bereitschaft äußerte, zusammen mit anderen taiwanischen Unternehmen 62,5% der BFIT-Aktien im Wert von 15 Mio.US\$ zu erwerben;<sup>19</sup> in Malaysia wird die CDC mit RHB Sakura Merchant Bankers Bhd gemeinsam 27,7 Mio.US\$ zur Gründung einer Investmentgesellschaft investieren; in Jakarta erklärte die CDC in einem Memorandum ihren Plan, ihren Anteil an der indonesischen Tamara Bank zu erhöhen.<sup>20</sup> Darüber hinaus gab die CDC in Manila bekannt, einen Kapitalfonds in Höhe von 1 Mrd.US\$ für Investitionen in Südostasien aufzubringen.<sup>21</sup>

Am 7. April haben Präsident Li Denghui (Lee Tenghui) und Ministerpräsident Xiao Wanchang an Beijing appelliert, gemeinsam den von der Finanzkrise angeschlagenen Staaten Südostasiens zu helfen. Der Vorschlag stieß auf starke Ablehnung der chinesischen Regierung. Der Sprecher des Außenministeriums in Beijing, Zhu Bangzhao, warf Taiwan vor, aus der Finanzkrise der Region politisches Kapital zu schlagen. „Taiwanische Behörden haben kein Recht, sich an solchen Gelegenheiten zu beteiligen, die von souveränen Staaten behandelt werden sollen.“<sup>22</sup> Die VR China, die über 140 Mrd.US\$ Währungsreserven verfügt, hat ihrerseits bislang über 600 Mio.US\$ zur Überwindung der Finanzkrise in Ost- und Südostasien angeboten, davon 400 Mio.US\$ über den Internationalen Währungsfonds (IMF) und 200 Mio.US\$ direkt an Indonesien.<sup>23</sup> Ferner betrachtet man es auch als ein Beruhigungsmittel für die kranken Tigerstaaten, daß Beijing seine Währung Renminbi bislang nicht abgewertet hat. Denn sonst würde die Turbulenz noch steigen, d.h., es gäbe eine neue Abwertungswelle bei den Währungen in der Region.

Oskar Weggel

## Asien im Jahre 2050

### Versuch einer virtuellen Umrißbestimmung

#### Abschließendes Kapitel

##### Teil 8: Partner oder Konkurrenten?

*Kapitel 1 hat ein virtuelles Panoramabild Asiens im 21. Jh. gezeichnet. In Kapitel 2 sind die potentiellen Träger künftiger Entscheidungen und in Kapitel 3 die künftigen Hauptthemen skizziert worden.*

*Kapitel 4 hat die wirtschafts-, die politik- und die sozialstrategischen Strategien präsentiert und Kapitel 5 Stilfragen behandelt, also die Machart, in der Politik voraussichtlich immer stärker in Erscheinung tritt.*

*Kapitel 6 ging auf die inneren Bestimmungsgründe (Nativismus, „Asiatismus“, Nationalismus) ein, deren spezifische Ausrichtung erst verständlich werden läßt, warum sich die verschiedenen politischen Systeme in dieser oder jener Situation so - und nicht anders - verhalten.*

*In Kapitel 7 ging es um die Frage, ob die asiatischen Kulturen und Lebensformen sich in ihrer Authentizität erhalten können oder ob sie am Ende nicht doch das Schicksal der Verwestlichung erleiden.*

*Im vorliegenden Kapitel 8 stellt sich die abschließende Frage, ob „Asien“ für Europa zum Konkurrenten, ja zur „Gefahr“ werden könnte oder ob am Ende nicht eher Kooperation und Partnerschaft zu erwarten sind.*

#### Gliederung:

- 8.1 Gefahren durch Gegnerschaft?
  - 8.1.1 Mythos Nr.1: „Drei Bedrohungen“ aus Asien?
    - 8.1.1.1 Militärische Gefahren?
    - 8.1.1.2 Kulturelle Gefahren?
    - 8.1.1.3 Wirtschaftliche Gefahren?
  - 8.1.2 Mythos Nr.2: „Eurosclerose“ und „asiatisches Wirtschaftswunder“
  - 8.1.3 Mythos Nr.3: Asiensklerose?
  - 8.1.4 Perspektivenwechsel gesucht
- 8.2 Chancen durch Partnerschaft?
  - 8.2.1 Methodisches
    - 8.2.1.1 „Globalismus“ statt „(Neo-)Realismus“
    - 8.2.1.2 Trend-Extrapolation als Prognosemethode

<sup>19</sup>LHB, 19.3.98

<sup>20</sup>Ebenda, 24.3.98.

<sup>21</sup>CP, 26.3.98.

<sup>22</sup>Ebenda, 8.3.98.

<sup>23</sup>FT, 14.4.98.

- 8.2.2 Die Zukunftsfähigkeit Asiens
- 8.2.2.1 Wie ist Begegnung möglich?
- 8.2.2.2 Wirtschaftliche Arrangements
- 8.2.2.3 Politische Konvergenz
- 8.2.2.4 Kultureller Handschlag
- 8.2.3 Ist der Westen auf die Begegnung mit Asien vorbereitet?
- 8.2.3.1 Die Annäherung im technisch-wirtschaftlichen Bereich
- 8.2.3.2 Annäherung im Denken und Abstimmung bei den Spielregeln

## 8.1 Gefahren durch Gegnerschaft?

Die Geschichte der „west-östlichen Begegnung“ ist alt und stand von Anfang an unter düsterem Vorzeichen: Während sich die Asiaten allzu lange für Europa überhaupt nicht interessiert hatten, wofür sie dann ja – nach Beginn der europäischen Kolonisierung – bekanntlich mit um so erzwungenerer Europa-Hinwendung zu büßen hatten, war das Asienbild Europas seit der Antike durch drei große Überlieferungen bestimmt, nämlich durch die angstbesetzten Darstellungen des ersten europäischen „Asienforschers“ Herodot, sodann – in einem zweiten Anlauf – durch die zahlreichen „heidnischen“ Einfälle der Hunnen, Awaren, Mongolen und Türken und schließlich, drittens, durch die nunmehr gerade ins Gegenteil verkehrten Erfahrungen mit einem Asien, das sich zwischen 1750 und 1950 ohne großen Widerstand dem europäischen Vorherrschaftsstreben unterworfen hatte, so daß die einstige Asienfurcht jetzt durch eine Asien-Verachtung abgelöst wurde – durch eine Einstellung also, die von der Gegenseite wiederum mit Abscheu, Rachegefühlen und zunehmend auch antikolonialen Widerstandsaktionen quittiert wurde.

Mit dem Begriff „Asien“ verbanden sich schon damals zahlreiche Mythen, die – im „abendländisch/asiatischen“ Vergleich auf Formeln wie Dynamik/Statik, Jugendlichkeit/Alter, Freiheit/Despotie oder aber (so die berühmte Unterscheidung Hegels) auf die Dichotomie zwischen Geschichtlichkeit und „Entwicklungslosigkeit“ reduziert wurden, wobei die Vorstellung bestimmend war, daß Asien als zusammenhängendes Ganzes eine Realität sei – ein typisch westliches Vorurteil!

Klischees dieser Art blieben im großen und ganzen bis in die 60er Jahre des 20. Jh. hinein vorherrschend, wurden dann aber fast ruckartig durch ein neues „Asien“-Verständnis abgelöst, das wiederum höchst emotional war und das seinen Ausgangspunkt diesmal bei den mit fassungslosem Erstaunen und mit Kopfschütteln registrierten Wirtschaftserfolgen des neuen „Wunderlands“ Japan hatte.

Leitthemen der nachfolgenden Jahre wurden nun schnell die „Gefahren aus Fernost“ und – korrelierend damit – das Postulat, „von Japan zu lernen“, allerdings eher in verfahrenstechnischer als in kultureller Hinsicht.

Wie von selbst tauchte jetzt auch die Frage auf, ob das 21. Jh. am Ende nicht gar ein „asiatisch-pazifisches Jahrhundert“ werden könne. Befürchtungen dieser Art verstärkten sich um so mehr, als die Weltbank Mitte der 90er Jahre Prognosen herausgab, denen zufolge China bereits im Jahre 2020 die USA als BIP-Weltmarktführer ablöse. Wenn China aber wirtschaftlich so sehr erstarke, so werde es ganz gewiß versuchen, auch militärisch nachzuziehen und zur neuen Supermacht zu werden. Könne der Westen es sich leisten, die Hände weiterhin in den

Schoß zu legen und einer solchen bedrohlichen Entwicklung tatenlos zuzusehen?

Überlegungen dieser Art führten, Hand in Hand mit der souverän fortbestehenden Nichtbeachtung asiatischer Spielregeln, Denkgewohnheiten und Sprachen, zur Herausbildung einer Fülle von neuen Mythen, die sich schlaglichtartig mit Formeln wie „Bedrohungstrias“, „Eurosκληροσe“ und „Asiensκληροσe“ erhellen lassen.

### 8.1.1

#### Mythos Nr.1: „Drei Bedrohungen“ aus Asien?

Zwei Alarmsignale begannen in der westlichen Diskussion schon in den 60er Jahren für Unbehagen zu sorgen, nämlich das Auftauchen einer angeblichen „wirtschaftlichen Gefahr“, als deren Quelle zunächst Japan, später auch die Drachen- und Tigerländer identifiziert wurden, sowie eine politisch-militärische Bedrohung, die angeblich vom wiedererstarkten China ausging. In den 90er Jahren gesellte sich diesen beiden Befürchtungen noch eine dritte hinzu, nämlich das Menetekel eines „kulturellen Zusammenstoßes“.

#### 8.1.1.1

##### Militärische Gefahren?

Beim Thema der „militärischen Gefahr“ richteten sich die Augen, wie gesagt, fast automatisch auf die VR China, die mit ihren drei Millionen Soldaten über das kopfstärkste Militärkontingent der Welt verfügte, deren Militärhaushalt, am BIP gemessen, größer war als irgendein Verteidigungsbudget in den Nachbarstaaten, die obendrein auch noch mit mehreren Nachbarn Grenzkonflikte hatte, eine „Zwei-Ozean-Strategie“ (im Pazifik und im Indik) betrieb und die nicht zuletzt auch kräftig am internationalen Waffenhandel mitverdiente, gar nicht zu reden davon, daß sie auch noch Nuklearwaffen besaß und daß ein offensichtlich einflußreicher „militärisch-industrieller Komplex“ das Entscheidungsverhalten kräftig mitbeeinflusste, wobei es immer wieder auch zu Konflikten mit dem Außenministerium kam.<sup>24</sup> Nicht zuletzt war es die schiere Größe des „Reichs der Mitte“ sowie die allgegenwärtige Präsenz chinesischer Auslandsgemeinden in ganz Asien, die Befürchtungen über ein immer mächtiger werdendes China aufkommen ließen – allerdings nicht nur im Westen, sondern viel mehr noch bei den asiatischen Nachbarn der Volksrepublik – wodurch übrigens das Klischee von einer panasiatischen Gefahr bereits in sich zusammenfällt.

Aber auch auf China allein angewandt erweist sich die Bedrohungsvorstellung als Chimäre:

Da ist erstens einmal die Tatsache, daß das Militär in der Geschichte Chinas nie eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat und sich vor allem nur ganz selten hat selbständigen können. Das traditionsgesättigte Bild von einer Armee mit gefesselten Händen wird allerdings verstellert durch die außergewöhnliche Position, die der VBA im Zeichen des chinesischen Bürgerkriegs während der ersten Jahre der Volksrepublik und nicht zuletzt auch während der „Zweiten Machtergreifung“ zufiel, als es galt, dem Chaos der rotgardistischen Kulturrevolution ein Ende zu bereiten. So spektakulär das Rollenspiel der VBA bei all diesen Anlässen auch war, sollte man doch nie vergessen, daß es sich hier jeweils um extreme Ausnahmezustände gehandelt hat, die spätestens seit Beginn der Reformen (1978 ff.) einem Prozeß der Renormalisierung Platz zu machen hatten.

Heutzutage weisen bereits die Verteidigungsausgaben darauf hin, daß die VBA längst wieder auf Normalmaß zurückgestutzt worden ist. Während China beispielsweise

<sup>24</sup>Im einzelnen dazu C.a., 1993/4, S.335 ff., 342 ff.

se 1993 (offiziell) 7,3 Mrd. US\$ (in Wirklichkeit aber wohl 10-15 Mrd. US\$) für Rüstungszwecke ausgegeben hat, belief sich der Verteidigungsetat der USA zur gleichen Zeit auf 370 Mrd., also auf mehr als das Zwanzigfache!

Spätestens seit dem „Tiananmen-Massaker“ von 1989 hat sich die VR China wieder zu einer Ordnungsmacht geläutert und – eine Zeitlang im „außenpolitischen Bülbergewand“ einherkommend – eine Fülle konstruktiver Beiträge geleistet, indem sie sich beispielsweise mit alten Feinden wie Indien, Vietnam, Südkorea und Indonesien aussöhnte, indem sie mit Israel diplomatische Beziehungen aufnahm, konstruktiv auf die Wiedervereinigungsgespräche in Korea einzuwirken versuchte und sich dem Weiterverbreitungsverbot für ABC-Waffen unterwarf – zuletzt 1992 dem Nichtweiterverbreitungsvertrag für Kernwaffen. Offiziell heißt die Hauptdevise „Frieden und Entwicklung“. Seit dem XIV. Parteitag von 1992 steht die Wirtschaft, die Wirtschaft und nochmals die Wirtschaft im Mittelpunkt aller politischen Entscheidungen.

Militärpolitisches Abenteuerium? Eine exotische Vorstellung! Allenfalls im „Binnenbereich“ – oder zumindest dem, was sich die volksrepublikanische Führung unter diesem Begriff vorstellt, nämlich in Taiwan, Tibet, Xinjiang sowie im Südchinesischen Meer wäre militärisches Vorgehen denkbar, wenn es in aller Regel auch unwahrscheinlich ist!

### 8.1.1.2

#### Kulturelle Gefahren?

Und wie steht es um die Gefahr Nr.2, nämlich den „Zusammenstoß der Zivilisationen“?

Fast wie gerufen kam der westlichen Welt im Jahre 1992 ein Aufsatz des amerikanischen Politologen Samuel Huntington, der in der Juli-Ausgabe von *Foreign Affairs* unter dem Titel „The Clash of Civilizations“ erschien und der die uralten Asienängste à la Herodot neu zu beschwören schien. Nach Huntington hat es in der bisherigen Weltgeschichte Zusammenstöße meist nur zwischen den Monarchen und ihren Armeen, später zwischen den Nationen und schließlich, nach dem Ersten Weltkrieg, auch zwischen feindlichen Ideologien gegeben. All diese „Clashes“ hätten sich bezeichnenderweise stets *innerhalb* der westlichen Zivilisation abgespielt.<sup>25</sup>

Nunmehr jedoch, am Ende des 20. Jh., rückten, wie der Prophet meint, die Konflikte zwischen der westlichen und der nichtwestlichen Welt in den Mittelpunkt, und zwar in Form wachsender Zusammenstöße zwischen den verschiedenen „Kulturen“/Religionen, die sich als „westliche“, als „islamische“ sowie als „konfuzianische“ oder aber „hinduistische“ Antipoden gegenübertraten. Seien die Bruchlinien in der Nachkriegszeit noch zwischen „Ost und West“ (und hier z.T. mitten durch Länder wie Deutschland, Vietnam, China oder Korea) verlaufen, so bauten sie sich künftig zwischen den Kulturen auf, wobei Huntington – stets auf der Suche nach einer wirklich furchteinflößenden antiwestlichen Front – sogar fundamentalistisch-islamische und konfuzianische „Kulturen“ kurzerhand zur Einheit „zusammenbastelt“ – und damit nicht nur bei den Angehörigen dieser „Zivilisationen“, sondern zu Recht auch bei vielen westlichen Betrachtern Kopfschütteln auslöst.

Aus mehreren Gründen führt diese Kulturalisierung von Konflikten auf einen Holzweg, und zwar ganz besonders in Asien:

<sup>25</sup>Übersehen wird hier, daß auch die Eroberung Amerikas und die Kolonisierung Afrikas solche Zusammenstöße mit sich gebracht haben – eine Auswirkung, die allerdings nur von den Ureinwohnern, nicht von den Konquistadoren verspürt und entsprechend einseitig registriert wurde.

Erstens einmal wird übersehen, daß islamische und konfuzianische „Zivilisationen“ – weit davon entfernt, einem antiwestlichen Gleichheitszeichen zu gehorchen – jahrhundertlang selbst miteinander in Konflikt gelegen haben, wenn auch nicht gerade aus „kulturellen“ Gründen. Darüber hinaus mögen manche konflikt-ätiologische Betrachtungen Huntingtons zwar auf den islamischen Fundamentalismus zutreffen, ganz gewiß jedoch nicht auf metakonfuzianische Staaten – und schon gar nicht auf ein Land wie beispielsweise China. Fehlt es dort doch a priori schon an jenen drei Grundvoraussetzungen, die einem kulturellen Fundamentalismus, und damit einer antiwestlichen Einstellung, überhaupt erst die Basis liefern, nämlich am Willen zum Aufstand gegen die Moderne, ferner an einem damit einhergehenden Minderwertigkeitskomplex und nicht zuletzt an einer wie immer gearteten Abriegelungshaltung.

Anders als bei vielen muslimischen Fundamentalisten stößt man in Ostasien übrigens auch selten auf Ausschließlichkeitsansprüche. Es gehört zur konfuzianischen Lebensphilosophie, daß es hier kein „Ding an sich“ und keine einseitige Wahrheit gibt, sondern daß ein Extrem immer durch das andere aufgefangen wird und daß es auf diese Weise permanent zur Vereinheitlichung der Gegensätze kommt. Daher auch die nun schon mehrmals zitierte Parole des *zhong ti xi yong*: Chinesisches als Substanz, Westliches aber zum praktischen Gebrauch.<sup>26</sup>

Betrachtet man, zweitens, die wenigen verbliebenen asiatischen Hauptkonflikte, die am Ende des 20. Jh. noch weiterschweben, so haben sie mit kulturellen Ursachen nicht das mindeste zu tun. Zwischen den beiden koreanischen Staaten oder aber zwischen den Bürgerkriegsparteien in Kambodscha verlaufen ja ganz gewiß keine kulturellen Bruchlinien, sondern Fronten der guten alten Ideologien, wie sie für das Zeitalter der gerade zu Ende gegangenen bipolaren Welt so typisch waren; schließlich hat auch der Spratly-Konflikt nichts mit Kultur, sehr viel aber mit Strategieüberlegungen und mit Erdölinteressen zu tun!

Wie abstrus, drittens, die Vorstellung von einem „kulturellen Zusammenstoß“ zwischen konfuzianischen und westlichen Zivilisationen ist, wird auch noch bei einem Blick auf drei der heutzutage exemplarischen Hauptreibungspunkte deutlich, nämlich auf Menschenrechte, „Geschäftsethik“ und „Marktfairness“:

– Was zunächst die *Menschenrechtsfrage* anbelangt, so stellt die westliche Welt zwar die individuellen Schutzrechte des autonomen Individuums, die konfuzianische Welt dagegen die Sozialrechte, d.h. den Primat des Ganzen gegenüber dem einzelnen in den Vordergrund. Solche Unterschiedlichkeiten müssen aber keineswegs den „Zusammenstoß“ auslösen. Taiwan und Singapur haben vielmehr bewiesen, daß Dissidenten eine Behandlung erfahren können, die mit westlichen Vorstellungen durchaus vereinbar ist. Alles hängt hier letztlich vom erfolgreichen Verlauf der Demokratisierungsprozesse ab, die allerdings, wie oben<sup>27</sup> ausgeführt, eine andere Richtung annehmen als die westliche.

– Auch die Unterschiedlichkeiten in der „*Geschäftsethik*“ werfen keine unlösbaren Fragen auf, und zwar nicht einmal die gerade in Ostasien mit größter Unschuld geübte Praxis des „Diebstahls“ geistigen Eigentums. Man vergesse nicht, daß diese Form des Eigentums in Ostasien niemals exklusiv, sondern stets inklusiv gewesen war: wer die Gedanken eines anderen, sei es nun psychisch oder aber im physischen Sinne, kopierte, beging damit keineswegs

<sup>26</sup>Näheres unten 8.2.2.4.

<sup>27</sup>Teil 4, C.a., 1997/7, S.656 ff.

ein Entwendungsdelikt, sondern kam, ganz im Gegenteil, dem Autor existenziell entgegen, weil er ihn selbst als Idol, sein Werk aber als Muster und Norm anerkannte.

Wie der Fall Taiwan gezeigt hat, kann es aber selbst in Fragen des geistigen Eigentums schnell zum Ausgleich kommen. Hatten dort zahlreiche „Piratenverlage“ noch in den 60er Jahren völlig unbekümmert in den Revieren westlicher Buch- und Musikverlage gewildert, so konnte der Gesetzgeber in den 80er Jahren unter teilweise rigorosen Strafandrohungen Zustände einführen, die westlichen Konkurrenten kaum noch Anlaß zur Klage lieferten.

- Nicht zuletzt aber müssen auch unterschiedliche Auffassung über „Fairness am Markt“ keineswegs zum „Zusammenstoß der Kulturen“ führen! Vor allem die Japaner haben sich jahrzehntelang den amerikanischen Vorwurf gefallen lassen müssen, daß sie ihre Märkte nicht genügend öffneten, während sie selbst jede Chance in den USA ausnützten und dadurch riesige Überschüsse erzielten. Auch hier befinden sich die Dinge längst im Wandel: spätestens seit Mitte der 80er Jahre ist Japan offen wie ein Scheunentor; wenn westliche Unternehmen die dort gebotenen Chancen gleichwohl nicht ergreifen, so liegt dies weniger an japanischen Fußangeln als vielmehr am Unvermögen – und am Unwillen! – westlicher Geschäftspartner, sich den im Land der Aufgehenden Sonne üblichen Geschäftspraktiken anzupassen, vor allem aber Japanisch zu lernen und sich in die autochthonen Netze einzuflechten.

Weit und breit zeigen sich hier also nirgends Ansätze zu neuen – kulturalistischen – Frontenbildungen!

### 8.1.1.3

#### Wirtschaftliche Gefahren

Lassen sich also militärische und kulturelle Gefahren schnell abhaken, so scheint es bei der Wirtschaft ernst zu werden – zumindest auf den ersten Blick. Ungeachtet des „Platzens der Seifenblase“ von 1991 in Japan und trotz der (fast panasiatischen) Finanz- und Wirtschaftskrise des Jahres 1997 sollte nämlich kein Zweifel daran aufkommen, daß sich der asiatisch-pazifische Raum auch langfristig zur geoökonomisch dynamischsten Region der Erde entwickelt. Selbst wenn Prognosen da und dort immer wieder nachkorrigiert werden müssen, ja zwischen durch (1997!) völlig an Plausibilität zu verlieren scheinen, bleibt der Wahrheitsgehalt maßvoller Aufwärtsprognosen in aller Regel unberührt, so z.B. die Aussage führender Wissenschaftler und Politiker der Region aus dem Jahre 1994,<sup>28</sup> die von einem Gesamtasien ausgingen, das mit 2,5 Mrd. Einwohnern, 25% der globalen Exporte, 22% der Weltimporte und 33% der Weltfinanzreserven schon 1994 eine herausragende Position eingenommen hatte und dem daher mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch im 21. Jh. die Rolle eines neuen Wirtschaftszentrums sowie eines Brennpunkts weltweiter Friedens- und Stabilisierungspolitik zukomme.

Den Hauptschlüssel für den Ausbau dieser Konstellation liefere die Wirtschaft, wobei freie Märkte, private Betriebe, Exportorientierung, hohe ausländische Investitionen und die synergetische Mitwirkung der staatlichen Bürokratien eine entscheidende Rolle spielten.

Prinzipiell ist gegen die Schlüssigkeit solcher Ausführungen kaum etwas einzuwenden, außer – und hier setzt die Gegenargumentation ein! – daß die „asiatisch-pazifische Gemeinschaft“ wohl nie ein geschlossener Club wer-

den dürfte, zu dem nicht auch andere Zutritt hätten, u.a. z.B. die Europäer!

Spätestens im 21. Jh. haben Kooperations- und Einigungsüberlegungen ja längst nichts mehr mit Geographie und statt dessen sehr viel mit Strukturgegebenheiten zu tun. Wenn es also beispielsweise um wirtschaftlich-technologische Kontakte geht, so ist anzunehmen, daß Japan bei einem „atlantischen“ Land wie Frankreich, Großbritannien oder Belgien weitaus mehr Anknüpfungspunkte findet als bei einem asiatisch-pazifischen Staat von der ökonomischen Unattraktivität Kambodschas oder Papua-Neuguineas. Die „pazifische“ oder „atlantische“ Qualität kann also ganz gewiß nicht über Intensität von Beziehungsgeflechten entscheiden! Raumgebunden sind am Ende höchstens Sicherheits- und Militärüberlegungen, nicht jedoch Wirtschafts- und Technologiebeziehungen, es sei denn, daß man die Transportkosten veranschlagt, die jedoch angesichts der immer moderneren und immer weniger kostspieligen Verkehrsmittel sowie angesichts der zunehmenden Miniaturisierung ohnehin kaum noch ins Gewicht fallen.

Westliche Staaten sehen sich schon heute bisweilen händeringend dazu eingeladen, stärker im asiatisch-pazifischen Raum zu investieren – und dorthin, als Gegenwichte zu Japan, auch die Handels- und Kreditbeziehungen zu intensivieren.

Nicht nur bei den Investitionen, sondern auch beim Produktabsatz sind asiatische Firmen – und Volkswirtschaften – auf den Westen und seine Absatzmärkte angewiesen, nicht zuletzt auch auf das vielgeschmähte Westeuropa, das für die Weiterentwicklung der Volkswirtschaften des APR von strategisch tragender Bedeutung ist: Seit den 60er Jahren des 20. Jh. wäre ein Aufstieg Japans, der Vier kleinen Drachen und der Drei kleinen Tiger denkbar gewesen, hätte es für ihre exportorientierten Betriebe nicht die offenen westlichen Märkte gegeben. Auf diese Absatzbereiche sind „die“ Asiaten auch noch bis weit ins 21. Jh. hinein angewiesen! Oft werden Produkte über mehrere asiatische Volkswirtschaften hinweg bearbeitet und treten in den Regionalstatistiken als „innerasiatischer Handel“ zutage, während das Endprodukt dann doch irgendwo in Nordamerika oder in Europa landet!

Wie man die Dinge auch dreht und wendet, erscheint „Asien“ letztlich nicht als Gefahr, sondern ganz im Gegenteil als *Chance, falls* westliche Unternehmen die dortigen Gelegenheiten beim Schopf ergreifen und falls sie vor allem bereit sind, Sprachen zu lernen, die lokalen Geschäftsgebräuche zu akzeptieren und sich in asiatische Netzwerke hineinzuverflechten.<sup>29</sup>

### 8.1.2

#### Mythos Nr.2: „Eurosklерose“ und „asiatisches Wirtschaftswunder“

Auch die These von einem für den Westen lebensbedrohenden asiatischen Wirtschaftswunder, das zur Lähmung vor allem Europas führe, ist ein Trugbild; gibt es doch weder eine geballte Ladung „Asien“ noch ein als solches nicht erklärbares „Wunder“.

„Asien“ ist, wie nun schon mehrfach betont, lediglich ein geographisches, ganz gewiß jedoch kein kulturelles Kontinuum; im Gegensatz zu Europa gab es dort in der Vergangenheit nie ein gemeinsames Wertesystem und nie eine allen fünf Subsystemen gemeinsame homogene Elite, geschweige denn einheitliche Formen des Wirtschaftens oder einen geschlossenen „asiatischen Wirtschaftsraum“. Gemeinsamkeiten könnten sich dort allenfalls in Zukunft

<sup>28</sup>In der dreiteiligen Dokumentation des malaysischen Institute of Strategic Studies, *Towards a New Asia*, herausgegeben von Nourdin Sopiee, Kuala Lumpur, 1994.

<sup>29</sup>Näheres dazu unten 8.2.2.4.

entwickeln, nämlich im Zeichen einer neuentstehenden „mittelständischen Internationalen“, westlich beeinflusster Konsumgewohnheiten, einer nationenübergreifenden Jugendkultur und wachsender internationaler Verflechtung.

Unangebracht ist aber auch das Wort „Wunder“; denn erstens sind die erfolgreichen Volkswirtschaften nicht automatisch zu ihrem heutigen Entwicklungsstand gelangt, sondern haben sich hierzu jener „3:3:6-Strategie“ bedient, wie sie oben<sup>30</sup> beschrieben wurde, wobei „Stromlinienförmigkeit“ des Wirtschaftsverhaltens, Korporatismus und Exportorientierung, des weiteren hohe Investitionen in den Menschen und in den Maschinenpark, nicht zuletzt aber sechs kulturell überlieferte Wertemuster mitgespielt haben, deren Zusammenklang es auf höchst rationale Weise erklärbar macht, warum diese „Wirtschaftswunder“ geradezu geschehen *mußten*.

Zweitens haben die Erfolge mit hohen sozialen Preisen (Gefällestufen, Arbeitslosigkeit, Rentenlücke und Umweltzerstörung) einen hohen Preis gehabt, und, drittens, blieben auch die „Wunderländer“ nicht von herben Rückschlägen verschont – weder Japan in den Jahren 1991 und 1997 noch Korea und die „Drei kleinen Tiger“ i.J. 1997.

Vor allem in den 80er Jahren, als der wirtschaftliche Aufstieg der Drachen und Tiger geradezu unaufhaltsam erschien, hatte es im Westen Reaktionen gegeben, die bisweilen an Hysterie grenzten: Es war die Rede von „Eurosklrose“, vom Rückzug in die „Festung Europa“ oder von „deutscher Krankheit“. Man habe den „Anschluß verpaßt“ und müsse nun hinnehmen, daß das 21. Jh. „dem Pazifik gehört“. Noch 1960 habe die Atlantische Region (Westeuropa + halbes Sozialprodukt Nordamerikas) annähernd 50% des gesamten Weltprodukts erzeugt, während die asiatisch-pazifischen Staaten (ohne Nordamerika) auf nur 11% gekommen seien. Bis zum Beginn der 80er Jahre jedoch habe sich dieses Verhältnis signifikant verschoben: Nunmehr erwirtschaftete der Pazifik nämlich 36%, der „Atlantik“ dagegen nur noch 32%. Für die allgemeine „West-Ost-Verschiebung“ sprächen darüber hinaus noch drei weitere höchst beunruhigende Entwicklungstendenzen, nämlich die offensichtlich unaufhaltbare „Drift“ des nordamerikanischen Wirtschaftsschwerpunkts von Ost nach West (also hin zur pazifischen Hälfte), der Aufstieg Japans zur zweitgrößten Wirtschaftsmacht und das Auftauchen der „Vier kleinen asiatischen Drachen“ sowie der ASEAN-NICs.

Erst in den 90er Jahren begann diese Stimmung umzuschlagen – und zwar z.T. ins andere Extrem:

### 8.1.3

#### Mythos Nr.3: Asiensklerose?

Zwei Ereignisse haben deutlich zu erkennen gegeben, daß auch bei den Tigern und Drachen die Bäume keineswegs in den Himmel wachsen und daß auch *ihre* Volkswirtschaften den ganz normalen wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten unterworfen sind, nämlich das Platzen der Wirtschaftsblase von 1991 in Japan und das annum horribile 1997:

Mitte der 80er Jahre hatte Japan die „Geldvermehrungstechnologie“, das sogenannte *zaitech* eingeführt, die den Geldwert des Landes innerhalb weniger Jahre um sage und schreibe das Vierfache hochschnellen ließ. Buchgeld wurde vor allem dadurch kreiert, daß Immobilien mit immer höheren Summen beliehen wurden – und zwar in solchem Ausmaß, daß der Grundstückswert der Ginzza, also der Hauptstraße Tokyos, am Ende genauso hoch veranschlagt wurde wie derjenige ganz Kaliforniens. Damit entstand jene „Seifenblasenwirtschaft“ (bubble economy), mit der es nur solange gutgehen konnte, als nie-

mand das System ernsthaft auf die Probe stellte und als die Überzeugung fortbestand, daß der Staat schlimmstenfalls für alles und jedes ein Sprungnetz ausspannte. Als die Probe dann doch aufs Exempel gemacht wurde und der Staat plötzlich nicht mehr zur Hilfe eilte, brach 1991 das Malheur aus: mit der Folge, daß die Grundstückspreise zwischen 1994 und 1997 um 80% wegbrachen und die Leitzinsen im gleichen Zeitraum um fast 100% hochschnellten. Als sich der erste Schock gelegt hatte, mußten die japanischen Geldinstitute zur Kenntnis nehmen, daß sie sich einen Berg von rund 1 Billion (zwölf Nullen!) US-Dollar an faulen Krediten auf den Rücken geladen hatten. Begriffe wie *kudoka* (Auswanderung der Arbeitsplätze), Jugendarbeitslosigkeit, Überalterung, Rentenlücke und Nullwachstum ließen schon bald – im vormaligen Hochwachstums- und Wirtschaftswunderland! – die Nerven blank liegen. Das Land der aufgehenden Sonne fand sich nun mit einem Mal in einem Stimmungstief, das durch die Giftgasanschläge von 1995 und durch die im Zusammenhang damit ans Tageslicht gekommene allgemeine Flucht ins Sektenwesen noch greller ausgeleuchtet wurde. Jetzt zeigte es sich, daß das Inselreich, dessen Repräsentanten und Bewohner sich jahrzehntelang für etwas ganz Besonderes und Einzigartiges gehalten hatten, einem schlimmen Irrtum unterlegen waren und daß Japan am Ende von den gleichen Problemen eingeholt wurde, wie sie bereits einem Großteil der westlichen Welt zum Verhängnis geworden waren.

Aber auch die Drachen und Tiger haben mittlerweile die Zerbrechlichkeit ihres Wachstumswunders erkennen müssen. Noch schlimmer – und für die Außenwelt noch nachvollziehbarer – ist nämlich die Währungs- und Finanzkrise von 1997 ausgefallen, die vor allem Thailand, Indonesien und Malaysia, aber auch Singapur und Südkorea heimsuchte, die indirekt aber auch Japan erneut mit in ihren Strudel hineinzog. Selbst die der internationalen Spekulationswelle nicht direkt ausgesetzten „realsozialistischen“ Länder China und Vietnam wurden durch die Asienkrise streckenweise mitgerissen, wenn auch auf eher *indirekte* Weise, insofern ihre Währung nun nämlich plötzlich 30-40% überbewertet war und insofern ihnen im Spiegel der rundum zu beobachtenden wirtschaftlichen Zusammenbrüche die Augen dafür geöffnet wurden, daß auch sie auf ihrem eigenen Binnenmarkt riesige Berge von faulen Krediten vor sich her schoben.

Drei Jahrzehnte lang hatte sich dieses „Asien“ in ständigem Aufschwung befunden, beginnend mit den 60er Jahren mit Japan, in den 70er Jahren mit den Vier kleinen Drachen, in den 80er Jahren mit den Drei kleinen Tigern und in den 90er Jahren mit den „Nachzüglern“ China und Vietnam. Hatte jetzt ein dreißigjähriger Absturz begonnen?

Nicht wenige westliche Beobachter glaubten, eine solche Schlußfolgerung ziehen zu können: Aus Tigern seien Bettvorleger geworden und die Wirtschaftswunder hätten sich als Trugbilder erwiesen. Irgendetwas habe ja mit dem „asiatischen Wunder“ von vornherein nicht stimmen können – man habe es geahnt, ohne dieses Gefühl genauer begründen zu können. Sei also das „asiatische Wunder“ schon wieder vorbei, noch ehe es überhaupt richtig begonnen habe?

Vereinzelte westliche Beobachter<sup>31</sup> hatten das „asiatische Wirtschaftswunder“ schon lange vor Ausbruch der „Asienkrise“ zu entzaubern versucht – und schienen jetzt, im Jahre 1997, ganz auf der „richtigen Linie“ zu liegen: Habe in den Sputnik-Jahren, d.h. 1961 ff., nicht

<sup>30</sup>C.a., 1997/6, S.546 ff.

<sup>31</sup>Darunter Paul Krugman, „The Myth of Asia's Miracle“, *Foreign Affairs*, Nov/Dec 1994, S.62-78.

sogar die Sowjetunion eine Zeitlang als tödliche Gefahr im wirtschaftlich-technologischen Wettrennen gegolten! Und wer könne schon vergessen, daß Zukunftsforscher wie Hermann Kahn oder Ezra Vogel vor nicht allzu langer Zeit das 21. Jh. noch unbekümmert zu einem „japanischen Säkulum“ hätten hochjubeln können!?

Wenn all diese sogenannten „Wunder“-Länder so spektakuläre Anfängerfolge erzielen konnten, so habe dies offensichtlich vor allem an den gewaltigen *quantitativen* Eingaben (an Mensch und Material) gelegen, die jedoch langfristig zu keiner *qualitativen* (d.h. Effizienz) Steigerung geführt hätten. Krugman brachte in diesem Zusammenhang die Formel „Wirtschaftsfaktor = zusätzliche Arbeit + zusätzliches Kapital + TFP (Total Factor Productivity)“ ins Gespräch. In der UdSSR Chruschtschows und in „Asien“ seien nur die Elemente 1 und 2, nicht aber der Hauptfaktor 3 zum Tragen gekommen! Ebenso sei es einem Land wie Südkorea ergangen, das den US-Lebensstandard keineswegs dadurch erreichen könne, daß es *nur* seine Inputs erhöhe, und sei es, wie Krugman ironisch hinzufügt, notfalls durch „zwei Doctores“ pro Person oder durch 500.000 US\$ Ausrüstungseinsatz pro Arbeitsplatz! Ohne den Westen und seine Vorgaben laufe auch heutzutage wenig in Asien; es sei eben ein Unterschied, ob man lediglich aufholen wolle oder ob man die technische Phalanx selbst anzuführen habe.

#### 8.1.4

##### Perspektivenwechsel gesucht

Klischees und gegenläufige „Theorien“ der oben präsentierten Art haben die Suche nach Orientierungshilfen zu einem Schlingerkurs werden lassen. Der Westen täte gut daran, in dieser Situation eine alte asiatische Weisheit zu beherzigen, derzufolge es ratsam ist, niemals Extremen auf den Leim zu gehen, sondern dem *zhongdao*, d.h. dem „Weg der Mitte“, zu folgen.

Als Ariadnefaden eignet sich hierbei einerseits die Erkenntnis, daß auch die Ostasiaten nur „mit Wasser kochen“ und daß daher z.B. die Annahme, Deutschland werde auf seiner Kriechspur (mit gegenwärtig 23.000 US\$ pro Kopf und 2-3% Wachstum) bis spätestens zum Jahre 2040 von „den“ Asiaten (mit 2.000 US\$/7%) überholt, auf durchaus unrealistischen Prämissen beruht, weil erstens 7% Wachstum über Jahrzehnte hinweg ohnehin nicht durchzuhalten sind (man denke an das seit 1991 kontinuierlich an der Einprozentgrenze entlangschrammende Wachstum Japans) und weil zweitens ja auch westliche Unternehmen keineswegs immer auf der Stelle treten: So gehört beispielsweise zu den Alpträumen vieler Asiaten die allerneueste Erfahrung, daß die USA, an die man gerade auf Armeslänge herangekommen zu sein schien, mit einem anscheinend lässigen Tritt aufs Gaspedal längst wieder auf und davon gezogen sind.

Andererseits wäre es allerdings auch ein verhängnisvoller Fehler, „den“ Asiaten Unfähigkeit zu Effizienzsteigerung zu unterstellen. Wenn sie bisher so erfolgreich bei der Umsetzung westlicher Erfindungen waren, so lag dies offensichtlich nicht etwa an exotischen Tricks oder an mysteriösen Fähigkeiten, sondern in erster Linie an der Entfaltung von effizienzsteigernden Wirtschaftstugenden, wie sie jedem Angehörigen des metakonfuzianischen Kulturkreises bis spätestens zum sechsten Lebensjahr in Fleisch und Blut übergegangen zu sein pflegen. Gemeint ist hier – nochmals sei es erwähnt – die vielversprechende Kombination wirtschaftsfreundlicher Werte wie Leistung, Fleiß, Sparsamkeit, Risikobereitschaft und Korporativität, die sich mit einer für panasiatische Verhältnisse einzigartigen Diesseitsfrömmigkeit (Tabufreiheit!) paaren. Vor al-

lem aber hat die im metakonfuzianischen Kulturbereich so alles durchdringende Lernethik zu einer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit an westliche Vorgaben geführt. Dies wurde nicht zuletzt durch die Praxis Chinas im Umgang mit ausländischen Direktinvestitionen demonstriert: in einem Zeitraum von nicht einmal 20 Jahren, gerechnet von 1979 an, rezipierte die Volksrepublik nicht nur marktwirtschaftliche Vorgaben, sondern erließ Hunderte von Gesetzen, die westlichen Investoren entgegenkamen, warf sein altes Buchführungssystem über Bord, führte Aktiengesellschaften sowie GmbHs ein, paßte sich den westlichen Gesetzgebungsregeln in Fragen des geistigen Eigentums an und richtete das Bankensystem neu aus – und dies alles innerhalb von nicht einmal zwei Jahrzehnten nach dem Ende des Maoismus!

Schlagwortartig zusammengefaßt lautet die ostasiatische Erfolgsformel: „Metakonfuzianismus + westliche Technologie“. Konkurrenten, die mit solchen Vorgaben ins Rennen gehen, sollten von keinem westlichen Unternehmer auf die leichte Schulter genommen werden. Von „Asiensklerosen“ kann also, erneut sei es betont, ganz gewiß nicht die Rede sein.

Klischees und Vorurteile der angeführten Art sollten eigentlich längst der Vergangenheit angehören. Daß dies nicht der Fall ist, zeigt, daß „Asien“ noch immer äonenweit außerhalb der europäischen Vorstellungswelt liegt!

#### 8.2

##### Chancen durch Partnerschaft?

Zur Partnerschaft gehören mindestens zwei. Aus diesem Grunde ist nachfolgend sowohl die „asiatische“ als auch die „westliche“ Seite auf ihre Kooperationsbefähigung hin zu befragen. Von Anfang an sei betont, daß es sich bei der Herauentwicklung von Partnerschaften keineswegs um einen automatisch ablaufenden Vorgang handelt, der lediglich entelechialen Gesetzmäßigkeiten folgte, sondern daß hier gestalterischer Wille gebraucht wird, daß voluntaristische Elemente also eine entscheidende Rolle spielen, wenn nicht überhaupt den Ausschlag geben.

An dieser Stelle hat die Untersuchung einen Schwenk zu vollziehen und vom Analytischen zum Politisch-Appellativen überzugehen. Hilfreich kann hierbei ein Seitenblick auf Singapur sein, das mittlerweile so vielen anderen asiatischen Staaten als Vorbild für gestalterische Durchsetzungsfähigkeit gilt: Dieser Stadtstaat von 3 Mio. Einwohnern hatte zwar nie die Qualität einer Nation im Herderschen Sinne besessen, doch *konnte* eine solche, wie die Planer meinten, trotzdem entstehen, wenn es die dort lebende „vierrassige“ Gesellschaft nur *wollte*. Daher der Aufruf Lee Kuan Yews „Think Singapur!“ . Dieses Postulat ließ sich dann noch weiter analogisieren, sei es nun hin zum „Think ASEAN“, zum „Think Asia“ oder aber – in Richtung auf die Entwicklung weltweiter Partnerschaften – zum „Think global“.

Bevor mit der Untersuchung fortzufahren ist, ob Asiaten und Europäer in der Lage sind, solche Kooperationsoptionen durch gemeinsame Willensanstrengung umzusetzen, sei hier eine kurze „Besinnungspause“ eingelegt, die der Methodik und ihrer Anwendung auf die vorliegende Untersuchung gewidmet ist.

#### 8.2.1

##### Methodisches

#### 8.2.1.1

##### „Globalismus“ statt „(Neo-)Realismus“

Bevor die Untersuchung auf Fragen der „Zukunftsfähigkeit“ eingeht, scheint es an der Zeit zu sein, auch

theoretisch Farbe zu bekennen. Da Gegenstand der Untersuchung in der vorliegenden Serie nicht ein einzelner Staat, sondern das verschlungene Gewebe namens „Asien“ sein sollte, lag es in der Natur der Sache, daß ein „realistischer“ oder „neorealistischer“ Ansatz à la Morgenthau oder Kindermann<sup>32</sup> von vornherein nicht in Frage kommen konnte.

Auch ein dependenz-orientiertes Herangehen erscheint ungeeignet, weil Asien ja keineswegs nur „Peripherie“ ist, sondern weil dort ganz im Gegenteil schon heute einige der Hauptakteure des globalen Systems, nämlich Japan und China, angesiedelt sind und weil darüber hinaus ja auch das Zentrum des Weltwirtschaftsgeschehens unaufhaltsam in den asiatisch-pazifischen Raum hinüberwandert, wenngleich es, wie die „Asienkrise“ von 1997 gezeigt hat, auch immer wieder zu knirschenden Bremsaktionen kommen kann. Für Dependencia-Theorien eignen sich also eher Kontinente wie Lateinamerika oder Afrika, keinesfalls jedoch Asien.

Vertreten wird hier also der *Globalismus*-Ansatz.<sup>33</sup>

Vier Dimensionen stehen bei der „globalistischen“ Betrachtung im Vordergrund:

Was, erstens, die *Ausgangsfragestellung* anbelangt, so richtet sie sich nach den Bedingungen wachsender Interdependenz, die ja in dem Maße zunimmt, als der Nationalstaat in den Hintergrund tritt. Ganz in diesem Sinne wurden in Teil 2 der vorliegenden Serie, der sich mit den „Akteuren“ befaßt, die Staaten zwar als durchaus überlebensfähig interpretiert. „Zukunftsfähiger“ erscheinen auf längere Sicht jedoch transnationale und mikro-nationale Handlungsträger sowie die vor allem im metakonfuzianischen Asien so bedeutsamen Netzwerke, denen auf längere Sicht auch NROen (Nichtregierungsorganisationen) an Bedeutung zur Seite treten dürften.<sup>34</sup> Es ist die Informalität der Trägerschaft, die angesichts des immer deutlicher werdenden Bürokratieversagens um sich greift.<sup>35</sup> „Selbsthilfe in Eigenregie“ heißt das Stichwort.<sup>36</sup> Auch geraten viele Mechanismen und Prozesse der Politik, die gemäß „realistischer“ Auffassung eigentlich formell ausgestaltet sein sollten, immer stärker in den Dunstkreis der Informalität – Stichworte: „Selbstverantwortungssysteme“, „Steuerung von Selbststeuerung“, „*zoku koenkai*“, „*habatsu*“ oder aber „*keiretsu*“.<sup>37</sup>

Während die „realistische“ Schule die Entwicklungen stets vom „Interesse“ (Macht, Ruhm, Staatsräson, Selbsterhaltung, Ausdehnung etc.) des einzelnen Nationalstaats her befragt und Konflikte, Kampf ums Überleben sowie Blockbildungen als gleichsam naturgegeben hinnimmt, richtet sich die „globalistische“ Fragestellung, gerade umgekehrt, darauf, wie die Entstehung von Konflikten schon im Ansatz *verhindert* und durch ein Maximum an Interdependenz ersetzt werden kann. Anhänger des Dependenz-Ansatzes schließlich wollen wissen, wie sich eine NW (Neue Weltwirtschaftsordnung) gegen das bestehende – und als ungerecht empfundene – Hauptssystem durchsetzen läßt. Es ist dies eine Fragestellung, die a priori von der Peripherie ausgeht und sich nicht etwa, wie der Glo-

balisierungsansatz, eher von den Hauptströmen zu den Nebenflüssen hin bewegt.

Was, zweitens, die *Prämissen* der Globalismustheorie anbelangt, so betrachtet sie Verflechtungen und Interdependenzen als „positives“ Summenspiel, bei dem jeder gewinnen kann, während die „realistische“ Theorie eher vom Nullsummenspiel ausgeht: Was der eine Staat verliert, kommt dem anderen zugute – und umgekehrt.

Wachsende Zusammenarbeit mit den aufstrebenden Volkswirtschaften Ostasiens muß also keineswegs auf Geländeverluste Europas zugunsten „Asiens“ hinauslaufen; beide können vielmehr durchaus voneinander profitieren, wenn sie sich produktiv verflechten. Sollte es mit Europa wirklich abwärts gehen, so geschähe dies *trotz* – und nicht etwa *wegen* – der „asiatisch-pazifischen Herausforderung“.

In ihrem ureigensten Interesse haben die Europäer also darauf hinzuwirken, daß es mit der wirtschaftlichen Entwicklung im asiatischen Bereich aufwärts geht und daß es dort nicht zu Störungen, vor allem nicht zu Auseinandersetzungen militärischer Art kommt. Wie eng sich die Welt gegenseitig verkettert hat, konnte Europa am eigenen Leib verspüren, als z.B. im Frühjahr 1997 ein auf den ersten Blick so nebensächliches Ereignis wie der Streik spanischer Lkw-Fahrer dazu führte, daß schon innerhalb weniger Tage die Automobilindustrien ganzer Volkswirtschaften lahmgelegt waren. Ähnliche Fernwirkungen könnten sich schon bald auch im europäisch-asiatischen Gesamtkontext bemerkbar machen.

Die „Asienkrise“ von 1997 hat die deutsche Industrie insgesamt nur deshalb so wenig getroffen, weil vorerst (!) nur 6% der gesamtdeutschen Exporte in den dortigen Raum gehen. Abgesehen davon jedoch, daß das Volumen in dieser Richtung schnell zunimmt, sind vereinzelte Firmen, die 1997 beispielsweise bis zu einem Viertel ihres Absatzvolumens in der Region bestritten, auch jetzt schon schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Dabei haben Globalisierung und Interdependenz erst jetzt, am Ende des 20. Jh., so richtig eingesetzt!

Durch die Brille der Dependenztheorie gesehen, ist Untereentwicklung das Ergebnis des Nord-Süd-Konflikts, der in einem Nullsummenspiel eigener Art, d.h. fast ausnahmslos zugunsten des Nordens und zuungunsten des Südens auszugehen pflegt. Eine solche Betrachtungsweise hilft zwar, die Probleme einzelner asiatischer Entwicklungsstaaten, etwa Bangladeshs oder Papua-Neuguineas, zu erhellen, eignet sich jedoch wenig für eine panasiatische Gesamtbeurteilung, vor allem nicht für eine Betrachtung der Tiger- und Drachenländer!

Was, drittens, das *Oberziel* der verschiedenen Theorieansätze anbelangt, so interessiert sich der „Globalismus“ vor allem für die Ermöglichung von „Frieden“ (genauer: von friedlicher Kooperation und gemeinsamer Entwicklung), während die „realistische“ Schule in erster Linie auf „Sicherheit“ (Überleben und Stärkung des Nationalstaats), die Dependenztheorie aber auf „Gerechtigkeit“ – und damit implizit auf die Überwindung der herrschenden Verhältnisse – abstellt.

In der vorliegenden Untersuchung ist zwar auch den Sicherheitsbelangen nicht wenig Raum gewidmet worden,<sup>38</sup> doch sind die diesbezüglichen Belange, wie die Geschichte Asiens seit 1945 zeigt, von rasch abnehmender Bedeutung: Sie werden verdrängt durch authentische Zukunftsfragen wie „Identität“, „Mitbestimmung“, „Wirtschaft“, „soziale Sicherheit“ und „Umwelt“.<sup>39</sup>

<sup>32</sup>Dazu Hans Morgenthau, *Macht und Frieden. Grundlegung einer Theorie der internationalen Politik*, Gütersloh 1963, und Gottfried-Karl Kindermann (Hrsg.), *Grundelemente der Weltpolitik*, München, Zürich 1977, insbes. S.48 ff.

<sup>33</sup>Zum theoretischen Gerüst vergl. etwa Wichard, Woyke (Hrsg.), *Handwörterbuch Internationale Politik*, Bonn 1995, 6. Aufl., herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, S.403 ff., 424 f.

<sup>34</sup>Dazu Teil 5, C.a., 1997/9, S.878 ff.

<sup>35</sup>Dazu C.a., 1997/9, S.874 ff.

<sup>36</sup>Ebd., S.875 ff.

<sup>37</sup>Ebd., S.884 ff.

<sup>38</sup>Dazu Teil 3, Themenprofil, C.a., 1997/5, S.437 ff.

<sup>39</sup>Dazu im einzelnen ebd., S.437 und 445 ff.

Und die *Mittel*, die hier als viertes Element miteinbezogen werden sollen? Aus „globalistischer“ Sicht wirken sie nur dann „funktional“, wenn sie den Zielen von „Friede, Entwicklung und Kooperation“ dienen, also umfassend sind und – ganz auf dieser Linie – sowohl wirtschaftliche und politische als auch kulturelle Mechanismen mit einschließen. Wirtschaftlich kommt es dabei vor allem auf die Umsetzung der Liberalisierungsziele des WTO, politisch auf die Demokratisierung autokratischer Herrschaftsgebilde sowie auf die Förderung kollektiver Sicherheit und kommunikativ auf internationale Zusammenarbeit, auf Vernetzung im Weltmaßstab und nicht zuletzt auch auf die Erziehung zu gemeinsamen Spielregeln an. Ganz in diesem Sinne sind in Teil 5 die Modalitäten von Berechenbarkeit und Kommunikation erörtert worden.<sup>40</sup> Dargestellt wurden auch harmoniefördernde Modelle à la ASEM, ARF oder ASEAN sowie „asiatische“ Spielregeln und Ordnungsvisionen.<sup>41</sup>

Der „realistische“ Ansatz stellt demgegenüber nicht auf Interdependenz, sondern auf den Erwerb, den Erhalt, die Vermehrung sowie auf die Demonstration von Macht durch die einzelnen Nationalstaaten ab, die, realistischer Auffassung zufolge, aus der Natur der Sache heraus dazu bereit sind, zur Verwirklichung nationaler Interessen notfalls zur Waffe zu greifen.

Während es beim Globalismus stets um die Frage nach einer Ermöglichung von Frieden und Kooperation geht, und die „Realismus“-Schule sich hauptsächlich der Durchsetzung nationaler Interessen in einer letztlich feindlichen Umwelt zuwendet, fragt die Dependenz-Theorie nach Möglichkeiten der Schadenskompensation durch Errichtung einer NWW.

Eine Weltgesellschaft, deren Vorboten in Asien vor allem die Vertreter der „mittelständischen Internationale“<sup>42</sup> sind, kann ohne kulturelle Begegnung nicht entstehen. Nicht der „Zusammenstoß der Kulturen“, sondern gegenseitige Annäherung, und nicht Kulturalisierung von Konflikten, sondern kulturelle Begegnung sind das beherrschende Thema einer sich anbahnenden Globalisierung.<sup>43</sup>

Nach den Axiomen der „realistischen“ Theorie fallen Ideologien und kulturelle Traditionen gegenüber der „Staatsräson“ angeblich zwar kaum ins Gewicht, doch tendiert die „realistische“ Betrachtungsweise, wenn es denn wirklich einmal zum „clash of civilizations“ kommen sollte, am Ende eher *gegen* als für einen Ausgleich. Die Dependenztheorie schließlich sieht die „abhängigen“ Völker letztlich auch im kulturellen Bereich nur unter Opfergesichtspunkten, so daß die Reaktionen eher defensiv ausfallen und Selbstbehauptung statt Begegnung stattfindet.

### 8.2.1.2

#### Trend-Extrapolation als Prognosemethode

Zum Abschluß noch ein Hinweis auf die Prognosemethodik. Gerade im Bereich der „Zukunftsschau“ haben sich zahlreiche Vorgehensweisen herausentwickelt, die unter Bezeichnungen wie „Delphi-Methode“, „Szenariotechnik“, „Trend-Extrapolation“, „Lebenszyklusanalyse“ oder „historische Analogie“ laufen.<sup>44</sup>

In der vorliegenden Reihe kommt hauptsächlich die Methode der Trend-Extrapolation zur Anwendung, wobei sich der Autor sehr wohl der Gefahr von Trendbrüchen bewußt ist. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß sich Konstanten, die ursprünglich gleichsam in Granit gemeißelt zu sein schienen, manchmal schon innerhalb weniger Jahrzehnte in Wachs verwandelt oder völlig in Luft aufgelöst haben. So galten beispielsweise in der europäischen Staatenwelt noch zu Beginn des 20. Jh. fünf Prämissen als beinahe unumstößlich, nämlich die Fortdauer der Monarchie als Staatsform, die Fortsetzung des Ausbaus der europäischen Kolonialreiche, die Überwindung des Kriegs als eines Mittels der Politik (nie mehr dürften sich die Grausamkeiten des 19. Jh. wiederholen!), das Ende des Hungers auch in den armen Ländern und nicht zuletzt die lebenswürdig-naive Überzeugung, daß Umstürzler, Anarchisten und Atheisten künftig keine Chance mehr hätten, weil der Fortschritt ja ohnehin alle sozialen Wunden heilen helfe.

Schon wenige Jahrzehnte später freilich waren all diese Prämissen ähnlich radikal weggebrochen wie die parallel dazu aufgestellten Hypothesen des „wissenschaftlichen Marxismus“ über den unaufhaltsamen Sieg des Sozialismus – von der später erfolgten NS-Ankündigung eines „Tausendjährigen Reiches“ ganz zu schweigen!

So hatten sich beispielsweise bis 1931 nicht weniger als sieben der großen Monarchien Europas in Luft aufgelöst; kurz nach 1945 begann den Europäern darüber hinaus die Weltherrschaft unter den Fingern zu zerrinnen und außerdem fanden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zwei Weltkriege und, als ob dies noch nicht genug gewesen wäre, anschließend, d.h. bis 1995, noch 98 weitere „Kriege nach dem Krieg“ statt. Hinzu kamen sieben neue Plagen der Menschheit, von denen die Propheten zu Beginn des Jahrhunderts noch keine Ahnung gehabt hatten, nämlich Hungersnöte in den Entwicklungsländern, weltweiter Drogenhandel, international organisiertes Verbrechen, planetarische Umweltzerstörung, Überbevölkerung und globale Epidemien; nicht zuletzt aber verrannte sich das 20. Jh., allen Errungenschaften der Aufklärung zum Trotz, in Ideologien, wie es sie seit den Hexenverfolgungen nicht mehr gegeben hatte. Ganz in diesem Sinne klagte Stefan Zweig in seiner Autobiographie *Die Welt von gestern*, daß „alle fahlen Rosse der Apokalypse durch mein Leben“ gestürmt seien, angefangen von Hungersnöten und Inflation über Kriege und Revolutionen bis hin zu den ideologischen Orgien des Faschismus in Italien, des Nationalsozialismus in Deutschland und des Bolschewismus in Rußland.

Es ist also ganz gewiß Vorsicht geboten, will man Vergangenheit und Gegenwart auf die Zukunft fortschreiben. Gleichwohl lassen sich Projektionen in die Zukunft am Ende des 20. Jh. mit einem weitaus höheren Grad an Sicherheit anstellen, als dies noch zu Beginn des Säkulums der Fall war, vor allem im Hinblick auf Asien:

Erstens einmal haben in diesem Erdteil zahlreiche Kriege und gescheiterte Ideologien als Mahner zur Mäßigung und als Lehrmeister zur Vernunft gewirkt: Unvorstellbar beispielsweise, daß das einstmals so aggressive Japan noch einmal das Risiko eines Angriffskriegs auf sich nehmen würde. Kriegsmüde ist vor allem aber auch Vietnam, das zwei Großmächte hat abwehren müssen und das auch dann noch – diesmal allerdings aus eigenem Verschulden – zehn Jahre lang im Sumpf von Kambodscha zu versinken drohte. Von Krieg will ferner auch jene Staatenwelt nichts mehr wissen, die in den 60er Jahren

als Instrument der strategischen Unternehmensplanung, Duisburg 1995.

<sup>40</sup> C.a., 1997/12, S.1223 ff.

<sup>41</sup> Ebd., S.1217 ff.

<sup>42</sup> Dazu C.a., 1997/8, S.652 f.

<sup>43</sup> Dazu C.a., 1997/8, S.652 f.

<sup>44</sup> Die Literatur dazu ist endlos, u.a. Bircher, B., *Langfristige Unternehmensplanung. Konzepte, Erkenntnisse und Modelle auf systemtheoretischer Grundlage*, Bern, Stuttgart, 1976; Mauthe, K.D., *Strategische Analyse. Darstellung und kritische Würdigung bestehender Ansätze zur strategischen Unternehmens- und Umweltanalyse*, München 1984; Kaluza, B./Ostendorf, R.J., *Szenariotechnik*

der „Konfrontations-Politik“ Sukarnos ausgesetzt war, geschweige denn Südkorea, das 1950 gerade noch einmal davongekommen war. Aber auch ein Land wie China kann ernsthafterweise kaum noch an einen Waffengang denken, um nationale Ziele durchzusetzen. Ist es doch seit 1995 zum weltweit führenden Empfänger ausländischer Investitionen geworden und hängt außerdem zu 40% seines BIP „am Tropf“ der Außenwirtschaft! Fast überall beginnen sich hier Zwänge der Interdependenz und der heraufkommenden „kleinen Politik“ auszuwirken, die es den politischen Führungen ratsam erscheinen lassen müssen, Zurückhaltung zu üben und „Vernunft“ walten zu lassen.

Ganz in diesem Sinne hat die Macht der Ideologie am Ende des 20. Jh. so gut wie ausgedient: Galten „Revolutionen“, „Klassenkämpfe“ und zentrales Planen für sechs Staaten Asiens, nämlich für China, Nordkorea, Vietnam, Laos, Kambodscha und Mongolei, noch bis in die späten 70er Jahre hinein gleichsam als Überlebenshilfen, deren Berechtigung von niemandem ernsthaft in Zweifel gezogen worden wären, so haben dort inzwischen „Reformen“, Aussöhnung mit dem Westen und Marktwirtschaft auf breiter Front Einzug gehalten, und die Staatenwelt Asiens, sieht man einmal von wenigen Ausnahmen ab, in einem Ausmaß berechenbar werden lassen, wie es noch 20 Jahre früher unvorstellbar gewesen wäre!

Zweitens zeichnen sich in den meisten asiatischen Gesellschaften bereits die kräftigen Konturen eines neuen Mittelstandes ab, der im Zeichen wirtschaftlichen Aufstiegs gedeiht und dessen partizipatorische Forderungen mittlerweile dazu führen, daß autoritäre Herrschaftsmethoden immer mehr an Effizienz – und übrigens auch an Attraktivität – verlieren. Wo aber die Mitbestimmung der breiten Massen zunimmt und zivilgesellschaftliche Lebensformen gedeihen, stellt sich auch, wie von selbst, Berechenbarkeit ein.

Drittens steht mittlerweile ein so umfangreicher und solider Apparat an Statistiken und wohlkalkulierten Berechnungen zur Verfügung, wie es ihn in früheren Zeiten nie gegeben hat: Das Zahlenmaterial wird von weltweit operierenden Organisationen wie der UNO, der Weltbank und der Asiatischen Entwicklungsbank professionell aufbereitet und liefert Parameter, die sowohl horizontal (nämlich im zwischenstaatlichen Vergleich) als auch vertikal (nämlich auf der Zeitachse) verwendbar sind, und mit deren Hilfe die Zukunft weit zielsicherer ausgeleuchtet werden kann, als man es zu Beginn des 20. Jh. auch nur hätte träumen dürfen.

## 8.2.2

### Die Zukunftsfähigkeit Asiens

#### 8.2.2.1

##### Wie ist Begegnung möglich?

Ganz im Sinne des Globalismusansatzes soll auch die Alternative „Gegner- oder Partnerschaft“ weniger unter konflikttheoretischer Akzentsetzung als vielmehr unter interdependenz-adäquater Vorzeichen erfolgen. Nicht die virtuellen militärischen, wirtschaftlichen oder zivilisatorischen Gefahren stehen also im Vordergrund, sondern die Möglichkeiten von Kooperation und Interdependenz – und damit die Hauptkoordinaten für die Zukunftsfähigkeit „Asiens“.

Mit Zukunftsfähigkeit ist hier das Vermögen gemeint, planetarische Fragestellungen politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Art rational anzugehen, sie also ohne Ideologie und ohne den Rückgriff auf Machtmittel, geschweige denn auf Militär, zu lösen. Zukunftsfähigkeit ist m.a.W. gleichbedeutend mit der Fähig-

keit zum Dialog, zur Partnerschaft und zur Begegnung, wobei mit „Begegnung“ ein praktisches Geben und Nehmen gemeint ist, das sowohl Wechselseitigkeit als auch Opfer und bisweilen sogar emotionalen Einsatz verlangt.

*Kulturell* geht es hierbei um die Überwindung von Ideologien, um die Vermeidung von „kulturellen Zusammenstößen“ und nicht zuletzt auch um die Frage, wie sich ethnische Konflikte entschärfen lassen.

Im *wirtschaftlichen* Bereich stehen geregelte Handels- und Investitionsbedingungen, Umwelterhaltung, Schutz des geistigen Eigentums und ähnliche Fragen im Vordergrund.

Bei der *Politik* geht es um Aufklärung, Demokratisierung, Konsensfindung und um Erziehung zu normgerechtem Verhalten sowie zur Eindämmung von Anarchie.

Bei der *Sozialpolitik* interessieren die Modalitäten eines einvernehmlichen Vorgehens gegen Gefahren wie Bevölkerungsexplosion, internationale Wanderungsbewegungen, die sich schon im 21. Jh. zu einer neuen Geißel der Menschheit entwickeln könnten, gegen Drogenhandel oder gegen Bandenkriminalität.

Zukunftsfähigkeit ist m.a.W. die Alternative zu einem „Zusammenstoß“ der Wirtschaften, der politischen Systeme oder der Kulturen.

Bei all diesen Erfolgen konnten die asiatischen NICs allerdings Wege beschreiten, die von den westlichen Ländern längst vorgespurt worden waren. Deshalb ließe sich sehr wohl der Gegeneinwand vorbringen, daß es ein großer Unterschied ist, ob eine Volkswirtschaft nur aufholt oder ob sie selbst die Führung übernimmt und damit gezwungen ist, aus eigener Kraft innovative Wege zu beschreiten.

Immerhin aber sollte man den erfolgreichen „Asiaten“ zugute halten, daß sie flexibel genug waren, innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten den immerhin vier Jahrhunderte betragenden europäischen Vorsprung aufzuholen und sich dabei auf grundlegend neue Verhaltensweisen einzustellen. Sie haben hier m.a.W. eine Flexibilität an den Tag gelegt, wie sie im Westen längst schon nicht mehr selbstverständlich ist.

Der Vorgang des Aufholens wurde den Asiaten nicht nur dadurch erleichtert, daß sie ausgetretene Bahnen benutzen konnten, sondern daß sie überdies viele Jahrzehnte lang einen gewaltigen Arbeitskostenvorteil besaßen und daß sie darüber hinaus bereit gewesen waren, Fortschritte durch Umweltdumping zu erkaufen.

Diese beiden „Vorgaben“ beginnen aber schon jetzt, am Ende des 20. Jh., schnell dahinzuschwinden: Die Arbeitskosten Japans, Hongkongs oder Singapurs sind beispielsweise längst mit denen vieler westlicher Länder gleichgezogen oder haben sie z.T. sogar schon überholt. Was andererseits die Umweltvergeudung anbelangt, so setzt sich auch hier allmählich die Erkenntnis durch, daß volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen künftig nicht einfach nur von Mark- und Pfennig-Bilanzen ausgehen dürfen, sondern daß solche Kalkulationen immer schon unter Einbeziehung der Umweltschäden angestellt werden müssen. Zwar gibt es für diese von Tag zu Tag unentbehrlicher werdende „VGR“ (volkswirtschaftliche Gesamtrechnung) noch keine global anerkannten Erstellungsmethoden, doch hat beispielsweise das UNDP für Mexiko im Zeitraum 1986 bis 1990 auf Experimentierbasis einige Kriterien erarbeitet, bei deren praktischer Umsetzung es sich herausstellte, daß das BIP dieses lateinamerikanischen Landes im Versuchszeitraum schlagartig um 13% absank, sobald nicht mehr die herkömmlichen Evaluierungs-, sondern VGR-Maßstäbe zugrundegelegt wurden. Kapitalisie-

rung des Umweltverbrauchs brachte hier also ganz andere Wahrheiten an den Tag.<sup>45</sup>

Bei analoger Anwendung dieses Dumping-Schlüssels auf die hohen Zuwachsraten der Tiger und Drachen könnte es sich schnell herausstellen, daß deren BIP im nachhinein weit weniger Glanz ausstrahlt, als es nach den bisher verwendeten klassischen Berechnungsmethoden der Fall war: Man denke an die vielen Abholzungsünden oder aber an die Luft- und Wasserverschmutzung, die, wenn eines Tages Sanierungsmaßnahmen fällig werden, vermutlich hoch in die Milliarden gehen!

Nur dort, wo Wachstum „nachhaltig“ betrieben wird, wo also keine Substanzverluste durch Naturverbrauch oder durch ein Übermaß an Schuldentilgungsverpflichtungen entstehen, bleibt die „authentische Sparrate“ hoch, so z.B. in Japan, Korea, Hongkong und Singapur, wo sie Ende der 80er Jahre bis zu 15% des BIP erreichte, während sie in den meisten Ländern Afrikas südlich der Sahara gegen Null tendierte. Zwischen beiden Extremwerten liegt Südasien, dessen „authentische Sparrate“ gerade noch positiv ist.<sup>46</sup>

All dies sind Überlegungen, die als solche in der traditionellen Wirtschaft niemals hätten angestellt zu werden brauchen, die aber nach der Begegnung mit dem Westen und seinen Arbeitsmethoden unverzichtbar geworden sind – und die sich damit im Zweifel dem Globalisierungstrend anpassen. Daß die neuen Erkenntnisse nicht nur theoretisch akzeptiert, sondern auch in die Tat umgesetzt worden sind, ist ein Teil jenes „Erfolgsgeheimnisses“, das durch die 3:3:6-Praxis bewirkt wurde.<sup>47</sup>

Wer im globalisierten Wettstreit bestehen will, ist – über Anpassungsleistungen dieser Art hinaus – gut beraten, wenn er sich nicht auf natürliche Rohstoffe verläßt, sondern statt dessen den Rohstoff Wissen und Intelligenz erschließt. Untersuchungen der Weltbank haben gezeigt, daß der „nationale Reichtum“ von 192 Ländern nur zu 16% durch Sachkapital und zu 20% durch „natürliches Kapital“ (Rohstoffe), zu 64% aber durch „menschliches Kapital“, d.h. durch die „Entwicklung menschlicher Fähigkeiten“ geschaffen wird. Ganz auf dieser Linie spielt die „menschliche Entwicklung“ gerade bei den wirtschaftlich so erfolgreichen metakonfuzianischen Ländern eine dominierende Rolle, während sie in Afrika südlich der Sahara nur wenig ausgeprägt ist. Auch bei einigen der besonders fortgeschrittenen Industriestaaten trägt das Potential menschlicher Fähigkeiten bis zu 80% zur Schaffung des BIP bei, so in Japan, in der Schweiz und in Deutschland.<sup>48</sup>

Da Wettbewerbsfähigkeit, wie sie mit dem „menschlichen Kapital“ Hand in Hand geht, letztlich von der Lernbereitschaft abhängt, kommen sich asiatische und westliche Volkswirtschaften auch hier schnell näher, selbst wenn es nach wie vor beträchtliche Akzentverschiedenheiten gibt:

Aufgrund unterschiedlicher Lerntraditionen ist das westliche Erziehungssystem beispielsweise eher auf Individualität, Originalität und Kreativität angelegt, während die Stärke des metakonfuzianischen Repetitivsystems darin liegt, bereits bestehende Erfindungsleistungen noch weiter zu perfektionieren, sei es nun durch qualitative Vollkommung oder durch Miniaturisierung.

In Singapur hat man die durch das überkommene Erziehungssystem verursachten Kreativ-Defizite frühzeitig entdeckt und gegenzusteuern versucht. Ende 1996 wurde beispielsweise an fünf Pilotschulen ein „Thinking Pro-

gramme“ eingeführt, das bis zum Jahr 2000 zum festen Unterrichtsschema aller Sekundarschulen gehören soll. Hauptziel der neuen Ausbildung ist es, die Schüler in acht zentrale „thinking skills“ einzuführen: Konzentration auf ein einzelnes Problem, Analyse, Informationssammlung, Gedächtnistraining, Anordnung, Hervorbringung von Ideen mit anschließender Integrierung und Evaluierung. Für jeden dieser Punkte werden präzise Schritte vorgegeben.<sup>49</sup>

Wie weit sich allerdings patriarchalische Strenge und Kreativität unter einen einzigen Hut bringen lassen, wird sich erst noch zeigen müssen, wie ja überhaupt noch die Frage zu beantworten ist, ob der in Singapur mit so besonderem Nachdruck gepflegte Neoautoritarismus nicht auf ein wirtschaftliches Umfeld beschränkt bleiben muß, das durch Massenproduktion billiger Güter und durch Rieseninfrastrukturprojekte unter staatlicher Aufsicht geprägt ist, während er schnell kontraproduktiv zu werden beginnt, sobald – mit steigender Entwicklung – Einzelinitiative und kreative Ansätze gefragt sind. Sollten dann zivilgesellschaftliche und demokratische Milieus nicht ein geeigneteres Umfeld abgeben?

Prinzipiell freilich befindet sich Singapur mit seiner Kreativ-Ausbildung auf dem richtigen Weg: hat es sich nämlich mit westlichen Konkurrenten ein Kopf-an-Kopf-Rennen zu liefern, so ist nicht nur der Wille zum Lernen und zum Wettbewerb als solchem gefragt, sondern auch die Fähigkeit zu Innovation und die Lust am Hinterfragen sowie am Neugestalten. Wer sich nicht tagtäglich erneuert, kann im Wettbewerb ja schnell zurückfallen.

Wie man sieht, beginnen sich Teile „Asiens“ westlichen Spielregeln auch hier schnell anzupassen.

Angesichts wachsender Interdependenz haben die meisten asiatischen Politiker und Unternehmer überdies längst zur Kenntnis nehmen müssen, daß der Wettbewerbsdruck nicht nur vom Westen, sondern auch von Asien selbst ausgeht. Singapur muß sich beispielsweise auf verschärfte Konkurrenz aus Malaysia und, von der Jahrtausendwende ab, wohl auch aus Thailand und Indonesien einstellen: Malaysia ist im Begriff, neue Containerhäfen, Flughäfen, Straßen, Hochgeschwindigkeitszüge und Multimediakorridore zu eröffnen, mit deren Synergieeffekten es den benachbarten Stadtstaat gleichsam auf seinem uraltesten Territorium angreift. In seinem 7. Fünfjahrplan (1996-2000) hat Malaysia 4 Mrd. US\$ für Erziehung und Ausbildung eingestellt – 15,1% der gesamtstaatlichen Ausgaben – und eine Erhöhung von fast 2% gegenüber den Ansätzen des 6. Fünfjahrplans.

### 8.2.2.2

#### Wirtschaftliche Arrangements

Wie weit die wirtschaftlich fortgeschritteneren Drachenzländer schon heute globale Spielregeln beherzigen, wird nicht zuletzt bei einer Betrachtung ihrer ökonomischen Verhaltensweisen deutlich, die in der vorliegenden Serie unter der Bezeichnung eines „3:3:6-Modells“ beschrieben worden sind.<sup>50</sup> Vor allem bei den an erster Stelle stehenden „Drei Faustregeln“ (Stromlinienförmigkeit, Exportorientierung und Korporativität) verhalten sie sich überaus sachdienlich, sieht man einmal vom zuletztgenannten Korporatismus ab, der in seinen markanteren Ausprägungen noch am ehesten „asiatisch“ geblieben ist.

Auch bei den an zweiter Stelle folgenden „Drei Investitionen“ zeigt sich eine nüchtern-rationale und von religiösen Tabus unbeeinflusste Denkweise: Hoch sind z.B. die Sparraten und die Investitionen in neue Technologien, vor

<sup>45</sup> Dazu UNDP-Bericht 1996, a.a.O., S.75.

<sup>46</sup> Ebd., S.76.

<sup>47</sup> Dazu C.a., 1997/6, S.546 ff.

<sup>48</sup> UNDP-Bericht 1996, a.a.O., S.76.

<sup>49</sup> Dazu AW, 10.1.97, S.41.

<sup>50</sup> Dazu Teil 4/1 der vorliegenden Serie, C.a., 1997/6, S.546 ff.

allem aber in den Menschen.<sup>51</sup> Lediglich mit der Umwelt sind einige Volkswirtschaften alles andere als vernünftig umgegangen – ein Umstand, der die Ökologiesünder noch teuer zu stehen kommen und sie am Ende dann auch hier zur Vernunft zwingen dürfte. Vor allem Japan, das in seinen Anfangsjahren ebenfalls noch zu den großen Umweltsündern gehört hatte, hat bewiesen, daß eine radikale Umkehr durchaus möglich ist.

Auch bei den sechs Wirtschaftstugenden, die mit zum 3:3:6-Bausatz gehören, gibt es viele Eigenschaften, die höchst wirtschaftsadäquat sind, sei es nun das Leistungsbewußtsein, der bienenhafte Fleiß, die materielle Diesseitsfrömmigkeit, die Sparsamkeit, die religiöse Tabufreiheit, die Risikobereitschaft und nicht zuletzt die intensive Zusammenarbeit zwischen Kapital, Arbeit und Bürokratie.<sup>52</sup> „Asiatisch“ freilich ist dann wiederum das ausgeprägte „Beziehungs“-Denken und nicht zuletzt auch das „etwas andere Verhältnis zum Geld“: In vielen der dortigen Gesellschaften hat Geld ja nicht nur eine „kalt“ ökonomische, sondern darüber hinaus auch eine wichtige „beziehungsschaffende“ Funktion. Vor allem ist dies in den metakonfuzianischen Gesellschaften der Fall, wo *guanxi*, d.h. wohlstrukturierte persönliche Bindungen nicht nur als *accidentia* galten (und gelten!), sondern geradezu die *substantia* gesellschaftlichen Zusammenlebens ausmachen.

*Guanxi* aber müssen ständig gepflegt, müssen „geölt“ und u.a. auch materiell unterbaut werden, wobei es auf Stetigkeit und Permanenz ankommt.<sup>53</sup>

Die Rolle des Geldes als eines sozial dienlichen Mediums läßt sich an drei Beispielen aus dem japanischen Alltagsleben besonders gut illustrieren, nämlich an Geschenkkritikalen, an seiner Bedeutung in der parteipolitischen Cliquenwirtschaft und an der berühmten „Arbeitsmoral“ japanischer Angestellter:

- Was zunächst die alltäglichen Geschenkkritikale angeht, so operieren Japaner weit mehr mit Geldgaben, als dies im wesentlich „sentimentaleren“ Europa der Fall ist; liefert Geld doch die konkretesten Dimensionen „japanischer Beziehungsarithmetik“.<sup>54</sup> Während Europäer selten Geldscheine verschenken und von Sachgeschenken in aller Regel das Preisetikett entfernen, verhält man sich in Japan hier zumeist umgekehrt. Geschenke, vor allem Geldgeschenke, erfolgen in standardisierten Beträgen. Der häufigste Fall, 10.000 Yen, gilt als Mindestbetrag bei persönlicher Anwesenheit. Bei Hochzeiten sind in aller Regel 20.000 und mehr zu geben. Auch bei Bestattungen, bei einem Krankenbesuch, bei einer Geburt, bei einer Hauseinweihung, einer Geschäftseröffnung oder aber bei den Shichigosan-Feiern (für fünfjährige Kinder) sind Geschenke fällig. Kein Wunder, daß sich angesichts dieser Flut von Geschenkanlässen das Sprichwort herausgebildet hat, daß „Bekanntschaften arm machen“ (*kōsai binbō*). Da Geschenke aber nie eine Einbahnstraße sind, wird früher oder später ein Gegengeschenk in gleicher Höhe zurückerwartet, wobei allerdings Geschenke nach „oben“ (*ue*) bisweilen höher auszufallen haben als nach „unten“ (*shita*). Außerdem sind bei freudigen Anlässen druckfrische Banknoten zu geben. Trotz dieser Arithmesierung und Ritualisierung muß die Gabe als spontaner Akt erscheinen, da sie sonst als Geschenk nicht anerkannt würde.

Insofern sind Geldgeschenke dann doch wieder nicht nur mathematisch festgelegte Transaktionen, sondern Ausdruck einer sozialen „Pflicht“ (*giri*, chinesisch *li*) – und insofern kann dann in der Tat auch von einer „De-kommerzialisierung des Geldes“<sup>55</sup> die Rede sein.

Japaner/innen werden durch diesen permanenten Austausch von Geldgeschenken, von Neujahrskarten und von Höflichkeitsbezeugungen, die in einem bestimmten Verbeugungswinkel zu erfolgen haben, immer wieder daran erinnert, daß sie zueinander in strukturierten sozialen Beziehungen stehen und daß diese Beziehungen einem ständigen Erwartungsdruck unterliegen.

- Der „Beziehungspflege“ dient Geld, zweitens, auch in der Sphäre der Politik, wo Anhänger eines bestimmten Politiklers oder einer bestimmten *habatsu* (Faktion) vor allem dadurch zu Gefolgschaftstreue und Verpflichtungsdanken veranlaßt werden, daß sie in einen wechselseitigen Prozeß des *do ut des* eingebunden sind, der durchaus geldlicher Art sein kann. Aus diesem Grunde auch ist es durchaus nicht „altmodisch“, von einem fortbestehenden Lehnsherr-Vasallen-Verhältnis zwischen den Führern japanischer Parteien, vor allem den Bossen der LDP und ihren Gefolgsleuten zu sprechen. Geld und Parteipolitik werden hier in einer Ungeniertheit miteinander verwickelt, wie es selbst im Vergleich mit westlichen Demokratien, die auf diesem Feld ja auch einiges gewohnt sind, außerordentlich erscheinen muß.<sup>56</sup>

- Drittens funktionieren industrielle Beteiligungen in Japan keineswegs nur nach dem Willen des Eigners der Kapitalmehrheit. Während in der angelsächsischen Tradition klare Kapital-Mehrheitsverhältnisse sowie die Orientierung auf den Shareholder-Value im Vordergrund stehen, hat die japanische Korporatismus-Philosophie dafür gesorgt, daß demgegenüber das MBS (Main Bank System) und die Betriebsfamilienethik dominieren:

Im MBS übernimmt die Hausbank (in Konzernen wie z.B. Mitsubishi, Mitsui oder Sumitomo) die Hauptrolle bei der Steuerung eines firmeninternen Kapitalmarkts. Kreditvergabeentscheidungen werden also nicht so sehr nach Gesamtmarkts- als vielmehr nach Internmarkts-Überlegungen getroffen.

Zu kapitalanteiligen Mehrheitsentscheidungen kann es hierbei schon deshalb nicht kommen, weil die Hausbank mit den einzelnen Konzernunternehmen Aktien austauscht und weil solche Austauschaktionen überdies auch wechselseitig zwischen den einzelnen Unternehmen erfolgen. Diese wechselseitigen Aktienbeteiligungen (*cross-shareholding*) koppeln die internen Entscheidungen der Konzerne vom allgemeinen Marktgeschehen ab, zumal i.d.R. rund 60% des Kapitals einer konzerneigenen Hausbank von den einzelnen Konzern-Unternehmen und weitere 30% von den konzerneigenen Versicherungsgesellschaften gehalten werden, und zwar via Hausbank-Aktien.

Die hier entstehenden konzerneigenen Teilmärkte werden mit dem Gesamtmarkt lediglich vertikal wieder verbunden, nämlich durch die „behördliche Steuerung“ (*administrative guidance*), die mit den einzelnen Unternehmen in einem korporatistischen Verhältnis – und in ständigem Gesprächsaustausch – steht.

Überflüssig zu betonen, daß diese korporatistische Gesamtsteuerung sowie die Lenkung der einzelnen Konzern-„Binnenmärkte“ mit Marktmechanismen im westlichen Sinne nichts zu tun haben.

Zweitens braucht auf die Gewinne der Aktieninhaber, also auf den „Shareholder Value“ in diesem System kaum

<sup>51</sup>Ebd., S.553 ff.

<sup>52</sup>Ebd., S.558.

<sup>53</sup>Vergl. dazu *Die Rolle des Geldes in Japans Gesellschaft, Wirtschaft und Politik*, hrsgg. von Angelika Ernst und Peter Pörtner, Bd.286 der Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg 1998.

<sup>54</sup>In diesem Sinn Christoph Brumann, bei Ernst/Pörtner, a.a.O., S.77 ff.

<sup>55</sup>Ebd., S.88.

<sup>56</sup>Dazu Ortrud Kerde, „Geld und Politik – Grauzonen der Parteienfinanzierung in Japan“, in Ernst/Pörtner, a.a.O., S.163-192.

Rücksicht genommen zu werden, weil erstens nicht Profit und Mehrwert, sondern Wohl und Wehe der Konzern-/Betriebsfamilie (Arbeitsplatzsicherheit, interne „Harmonie“, Langfristigkeit der Planung) im Vordergrund stehen und weil die japanischen Sparer überdies lange Zeit, d.h. bis in die 80er Jahre hinein, eine Art „Sonderopfer“ zu erbringen hatten, indem sie nämlich – aufgrund fehlender Anlagealternativen – ihr Geld nur auf niedrigverzinslichen Sparkonten unterbringen konnten.

Die Hausbanken riesiger Industriegruppierungen wie Sumitomo, Mitsui und Mitsubishi erfüllten nach dem Zweiten Weltkrieg für den Staat vor allem eine lebenswichtige industriepolitische Aufgabe, indem sie die Groschen des japanischen Sparers sammelten und sie, niedrig verzinst, als billiges Kapital an die Industrie weiterleiteten. Jahrzehntlang gab es angesichts dieser Sparpolitik kaum Finanzklemmen, zumal die Banken großzügig Kredite vergeben konnten. Sollte trotzdem einmal eine Kreditvergabe schief laufen – so die damalige Annahme –, würde das Finanzministerium die betroffenen Firmen entschlossen abschirmen, indem es ihnen die Risiken abnahm. Kam eine Bank oder ein Wertpapier(Broker)-Haus aus dem Tritt, verhalfen ihm andere Institute, nicht zuletzt auch das Finanzministerium, wieder zu schneller Genesung. Die Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Bürokratie äußerte sich i.ü. auch darin, daß die Wirtschaft an die regierende LDP hohe Geldbeträge überwies und sich auch dadurch erkenntlich zu zeigen wußte, daß sie pensionierte Beamte aus den Finanz- und Wirtschaftsministerien – sog. *amakudari* („Himmelsboten“) – auf gutbezahlte Direktorenposten schleuste.<sup>57</sup>

Solange die Wirtschaft wuchs und hohe Gewinne erzielte, funktionierte dieses System des Gebens und Nehmens fast reibungslos – und ohne sonderlichen Wettbewerb.

Obendrein wurden Erträge auf Aktienbesitz weniger durch Dividenden als vielmehr durch Kapitalgewinne der Cross-Shareholder erzielt.

Aufgrund der hier aufgezeigten Doppelseigenschaft (MBS und Betriebsfamilienethik) war das japanische Aktiensystem ohnehin schon weitgehend vom Markt und seinen Allokationsfunktionen abgehängt. Als ob dies nicht schon genug des Guten gewesen wäre, kamen seit den 80er Jahren zwei Neuentwicklungen hinzu, die diese Marktabkoppelung noch zusätzlich verstärkten und die den Konzernen obendrein weitere Risiken abnahmen:

- Erstens nämlich erhielten die Kigyō Keiretsu nun neue Finanzierungsinstrumente an die Hand, mit deren Hilfe vor allem das Buchgeld gewaltig gesteigert und mit Immobilien „abgesichert“ werden konnte. Auf diese Weise kam eine Finanzierung via Wandel- und Optionsanleihen sowie durch exzessive Kreditvergabe in Gang, die unweigerlich zur Aufblähung der Kreditmärkte führen mußte, und die am Ende ja auch den Zusammenbruch der aufgeblasenen Wirtschaft verursachte.

- Zweitens wurde der Aktienmarkt auf Anordnung des Finanzministeriums noch dadurch gestützt, daß öffentliche Finanzinstitutionen, nämlich der öffentliche Pensionsfond und der Post-Lebensversicherungsfonds angezapft wurden, um den Aktienmarkt zu stützen und dadurch dessen Risiken zu mindern.

Eine solche Zweckentfremdung sozialer Kassen zugunsten von Spekulationen und Vermehrungsmanipulationen war nur möglich, weil sich zwischen Bürokratie und Kapital, vor allem aber zwischen Finanzministerium und den Konzernen ein Vertrauensverhältnis eingespielt hatte, dessen Manifestationen sich naturgemäß keineswegs am

Markt orientieren, sondern von eingespielten Beziehungen, von opportunistischen Erwägungen und manchmal auch von Korruption bestimmt sind.

Erst die Krise in den 90er Jahren ließ viele dieser lange Jahre bewährten Methoden plötzlich zu Defiziten werden.<sup>58</sup>

Da die Hauptkoordinaten des Systems, nämlich das MBS, die Orientierung am Betriebsfamilieninteresse und die Absicherung von Risiken durch korporatistische Verflechtungen auch in der „Nach-Bubble-Zeit“ noch vorhanden sind, dürfte die Gefahr einer Betrachtung des Geldes als eines sozialen (und nicht etwa nur eines den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterworfenen) Mediums auch in Zukunft immer wieder auftauchen.

In Japan haben sich Geldmanipulationen des beschriebenen Zuschnitts zwar ganz besonders raffiniert entwickeln können; doch sind auch andere metakonfuzianische Gesellschaften, bei denen das Zwischenmenschliche einen ähnlich hohen Stellenwert einnimmt, vor „japanischen“ Gefahren dieses Zuschnitts keineswegs gefeit.

Mauscheleien zwischen Politik und Wirtschaft, die durch „ein etwas anderes Verhältnis zum Geld“ mitbedingt sind, unterentwickeltes Bankensystem und überzogene Immobilienspekulationen – dies sind drei Hauptgrundübel, die nicht nur die japanische „Seifenblase“ Ende der 80er Jahre zustandegebracht haben, sondern von denen auch das „asiatische“ Verhängnis von 1997 ausgegangen ist.

Erst die „Asienkrise“ von 1997 hat hier Gegenkräfte wirksam werden lassen, die zu einer weiteren Beschneidung typisch „asiatischer“ Besonderheiten – und damit gleichzeitig auch zu weiterer Globalisierung – führen dürften. Hierzu gehören nicht nur die vom IMF ausgelösten Zwänge, der 1997/98 vier „Tigern“ mit Milliardenbeträgen aus der Klemme geholfen hat, sondern auch das „Big Bang“-Programm Japans, das, wie in dieser Serie bereits beschrieben,<sup>59</sup> drei Hauptmaßnahmen vorsieht, die nicht nur mit englischen Ausdrücken überschrieben, sondern die auch inhaltlich von Vorstellungen aus der westlichen Wirtschaftswelt geprägt sind, und mit deren Hilfe ein weiterer kräftiger Schritt in Richtung Globalisierung unternommen werden soll.

Auch bei der Produktion und im Dienstleistungsbereich beschreiten die Drachen- und Tigerländer längst den westlichen Weg, vor allem bei der Herstellung anspruchsvoller Güter der Elektronik, des Maschinenbaus oder der Chemie.

So erfolgreich war die Übernahme westlicher Produktionstechnologien, daß die Ursprungsländer aus einigen ihrer vermeintlich „angestammten“ Bereiche nahezu völlig verdrängt worden sind – man denke etwa an die deutsche Fotoindustrie, an die amerikanische Unterhaltungselektronik oder an die Uhrenproduktion – um hier nur einige wenige Beispiele zu nennen.

### 8.2.2.3

#### Politische Konvergenz

Ein der Globalisierung gehorchendes Asien sieht sich aber auch politisch in die Pflicht genommen: Gefragt ist hier immerhin die Bewahrung des Weltfriedens durch Überwindung der Staatenkonkurrenz zugunsten einer internationalistisch ausgerichteten Gesellschaft. Hierbei geht es, anders als bei der „realistischen“ Fragestellung, in erster Linie nicht darum, wie internationale Politik tatsächlich

<sup>58</sup>Dazu Stephan Kunze, „Die japanische Aktienmarkt-Bubble: Strukturelle Schwächen und Fehler des Finanzministeriums“, in Ernst/Pörtner, ebd. S.129-142.

<sup>59</sup>C.a., 1997/9, S.890 f.

<sup>57</sup>Dazu auch C.a., 1997/12, S.1227.

beschaffen *ist*, sondern wie sie im Interesse der Interdependenz beschaffen sein *sollte*.

Ein Blick auf die Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte zeigt, daß sich die Zusammenarbeit asiatischer Gesellschaften mit dem Westen, allen „Zusammenpralls“-Prophetien zum Trotz, erstaunlich schnell und weitgehend ideologiefrei entwickelt hat.

Vor allem war dies bei den besonders „prowestlichen“ Staaten – angefangen von Japan über Südkorea und Taiwan bis hin zu den ursprünglichen sechs ASEAN-Mitgliedern – der Fall. Aber auch die politische Klasse Indiens und das indische Unternehmertum haben erstaunliche Anpassungsfähigkeit an den Tag gelegt: übernommen wurden nicht nur Elemente der Westminster-Demokratie, sondern auch Methoden des Industriemanagements – vom weitverbreiteten Gebrauch der englischen Sprache gar nicht erst zu reden!

Annäherung, gegenseitige Verschränkungen und „Verschichtungen“ schließen nicht aus, daß „die“ Asiaten ihrerseits Gegenvorstellungen in die internationale Diskussion und in die internationale Praxis einbringen.

Zu diesen Innovationen, auf deren *autochthonen* Charakter asiatische Regierungen und Gesprächspartner zu pochen pflegen, gehören in vorderster Linie die am 28. Juni 1954 von Indien, Birma und China gemeinsam verkündeten „Fünf Prinzipien der friedlichen Koexistenz“, die später, 1955, von der damals in Indonesien tagenden afroasiatischen Konferenz – der weltgeschichtlich ersten ihrer Art – aufgenommen und auf die „Zehn Prinzipien von Bandung“ erweitert wurden.<sup>60</sup>

Eine zweite Neuerung, die dem Rest der Welt von asiatischen Staaten vorexerziert wurde, war die Gründung der ASEAN im Jahre 1967, die von Anfang an vor allem auf personalistischer Grundlage aufbaute, sich also nicht auf jenes formalrechtliche und institutionelle Schema einlassen wollte, wie es der europäischen Einigung zugrunde lag und wie es auf europäischem Boden in eine Vielfalt von Institutionen sowie von Verträgen (Rom, Maastricht oder Amsterdam) Eingang gefunden hat.

Aus dem Geist der ASEAN-Allianz ist 1994 auch das ARF (ASEAN Regional Forum) hervorgegangen, das sich seitdem zu einer Art institutionalisiertem „Kamingespräch“ entwickelt hat, bei dem brisante sicherheitspolitische Fragen in entspannter Atmosphäre diskutiert und abgeglichen werden können, ohne daß einer der Beteiligten dabei Gesicht verlieren müßte.

Dieses Prinzip der vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen konkreten Personen hat seinen Eingang auch in das ASEM-Konzept gefunden, also in jenes „Asia-European Meeting“, dessen Grundidee darin besteht, daß die maßgebenden Politiker sich zunächst einmal persönlich kennen und sich gegenseitig vertrauen lernen sollten, ehe sie an die Lösung von schwierigen Sachproblemen herangehen. Die erste ASEM-Gipfelkonferenz fand im März 1996 in Bangkok, die zweite im April 1998 in London statt – und erwies sich für die europäischen Regierungschefs als zunächst einmal höchst gewöhnungsbedürftig.

Ein drittes asiatisches Gewürz mit starkem Eigengeschmack ist jene besondere Form der autochthonen Demokratie, die weniger von Individuen als vielmehr von Netzwerken getragen, weniger vom offenen Konflikt als von „Harmonie“ bestimmt und nicht von knappen Mehrheiten, sondern möglichst im „Konsens“ gepflegt wird.<sup>61</sup>

Eine vierte Besonderheit hängt mit dem ganzheitlichen Verständnis von „Sicherheit“ zusammen, wie es fast allen asiatischen Regierungen gemeinsam ist und wie es

in den japanischen Begriff *sôgô anzen hoshô* („umfassende Sicherheitspolitik“) Eingang gefunden hat.<sup>62</sup>

Eine fünfte Neuerung, deren sich vor allem die VR China rühmt ist, ist die angeblich von Deng Xiaoping persönlich aus der Taufe gehobene „Theorie von einem Staat und zwei Systemen“ (*yi guo liang zhi*), mit deren Hilfe eine hochkapitalistische Enklave à la Hongkong im Juli 1997 einem Staatsgebilde eingepflanzt wurde, das zumindest offiziell nach wie vor „sozialistisch“ verfaßt ist.

Wenn die Asiaten darauf bestehen, daß diese „hauseigenen“ Institutionen künftig auch vom Westen anerkannt – und vielleicht auch aus eigener Überzeugung mitgestaltet – werden sollen, so ist dieses Verlangen keineswegs „antiglobalistisch“, sondern gehört mit zur Dialektik der Interdependenz.

#### 8.2.2.4

##### Kultureller Handschlag

Interdependenzdenken im wirtschaftlich-technologischen sowie im politischen Bereich hat von den fortgeschrittenen asiatischen Gesellschaften also längst Besitz ergriffen – und breitet sich im 21. Jh. vermutlich weiter in Lichtgeschwindigkeit aus.

Wie aber ist es um die so oft gegensätzlichen kulturellen Traditionen bestellt? Kommt es hier zum „Zusammenstoß“ (*chongtu*) oder aber zur „gegenseitigen Ergänzung“ (*ronghe*)?

Lange Zeit herrschte in der Entwicklungspolitik die modernisierungstheoretische Annahme vor, Kultur sei – von Natur aus statisch – ein Entwicklungshindernis und müsse deshalb entsorgt werden, wenn es zu wirklichen Modernisierungsfortschritten kommen solle.

Erst nach und nach setzte sich die Erkenntnis durch, daß Kultur durchaus auch positiv auf Dynamik reagieren kann, insofern nämlich die Übernahme einzelner Innovationen weitreichende Veränderungen im gesamten Kulturgefüge nach sich zieht, so daß Kulturwandel am Ende nicht auf ein isoliertes Ereignis hinausläuft, sondern einen breit angelegten Prozeß in Gang setzt, der vor allem bei der Rezeption westlicher Elemente Partizipationseffekte auslöst.

Entwicklungen in Richtung Mitbeteiligung können auf die Dauer nur dort erfolgreich sein, wo sie werteadäquat verlaufen: Der Versuch der Maoisten, China mit Hilfe von Konfliktmodellen (d.h. mit „großangelegten Massenkämpfen“ und „Massenkampagnen“) zu modernisieren, war von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil die maoistischen Methoden a priori mit dem in der chinesischen Kultur angelegten Harmonieimperativ kollidierten.

Umgekehrt konnten die Reformer den Modernisierungsprozeß deshalb so erfolgreich in die Wege leiten, weil ihre strategischen Methoden mit einer „Renormalisierung“ einhergingen, die vor allem der hundertmillionenfachen Bauernbevölkerung das Gefühl vermittelten, endlich wieder so handeln zu können, wie „man“ sich korrekterweise verhält.

Hauptbeiträge, die das reformerische Konzept in diesem Zusammenhang beisteuerte, waren die Wiederversöhnung zwischen den Klassen (im Wege einer bereits 1979 eingeleiteten umgreifenden Amnestiepolitik), ferner die Einführung des „Selbstverantwortungssystems“, bei dem die Bürokratie nur noch die Einhaltung der Rahmen überwachte, sich aus dem operativen Geschehen (innerhalb eines Bauernhaushalts, einer Fabrik oder einer Universitätsfakultät) aber heraushielt, sowie nicht zuletzt die Zulassung marktorientierter Wirtschaftsformen, die den noch aus maoistischer Zeit stammenden leistungsfeindli-

<sup>60</sup>Zu den Fünf Prinzipien vergl. im einzelnen C.a., 1994/6, Ü 5.

<sup>61</sup>Dazu im einzelnen Teil 4, Abschnitt 2, C.a., 1997/7, S.649 ff.

<sup>62</sup>Dazu Teil 3 der vorliegenden Serie, C.a., 1997/5, S.442.

chen Mechanismen ein Ende bereiteten und gleichzeitig jene Wirtschaftstugenden frei zur Entfaltung kommen ließen, die einem Bewohner des Reichs der Mitte nun einmal bereits im frühkindlichen Stadium anerzogen werden.

Einmal in Fahrt gekommen, begann der Reformprozeß auch einen breit angelegten „Kulturwandel“ auszulösen, der überkommene Grundwerte wie Gemeinschaftsförmigkeit, Hierarchie und „Ordnungsversessenheit“ zwar keineswegs aus den Angeln hob, sie aber doch im Sinne einer Anpassung an westliche Vorstellungen zu relativieren begann.

Mit der traumatischen maoistischen Vergangenheit im Rücken war es denn auch nicht zufällig die VR China, in der die Diskussion um das Pro und Contra der Westannäherung mit besonderem Engagement geführt wurde.<sup>63</sup>

Ganz auf der panasiatischen Linie stehend, war es den Protagonisten der Diskussion von vornherein klar, daß es in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West kein Entweder-Oder, sondern nur ein Sowohl-Als auch geben könne, wobei dann sogleich wieder von „Haupt- und Nebenströmungen“ die Rede war (*zhuliu, fei zhuliu*): Man denkt in China stochastisch, insofern man zuerst die Extreme herausfindet, dann aber sogleich die Mitte auslotet und die Gegensätze wieder zur Einheit zusammenfließen läßt.

Nichts ist der chinesischen Weltanschauung fremder als Vereinzelung oder begriffliche Ausgrenzung, angefangen vom Subjekt-unabhängigen „Ding an sich“ bis hin zur Konstruktion von Dualismen, wie sie in der klassischen westlichen Philosophie an der Tagesordnung sind – man denke an die angeblich miteinander unversöhnbaren Gegensätze zwischen Gut und Böse (besonders zugespitzt im Manichäismus), zwischen Denken und Ausdehnung (Descartes!), zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Diesseits und Jenseits oder zwischen Leib und Seele. Demgegenüber hat in China die dialektische und gleichzeitig ganzheitliche Idee von der Einheit der Gegensätze stilbildend gewirkt – und zwar bis auf den heutigen Tag!

Wo Ungleichgewichtigkeiten auftreten, stellt sich Krankheit ein, sei es nun am physischen Körper des einzelnen Menschen oder aber am sozialen Körper der ganzen Gesellschaft.

Ungleichgewichte – und Gegensätze – drängen deshalb stets zum Ausgleich. Kein Wunder, wenn in der chinesischen Diskussion nicht von Ost *oder* West, sondern von Ost *und* West die Rede ist und wenn in der Diskussion nicht der „Zusammenprall“, sondern die „Harmonie“ gleichsam spontan immer wieder in den Vordergrund rücken und zur „Hauptströmung“ (*zhuliu*) werden konnte: dies ist die typische Art chinesischen Denkens, die auch in den meisten anderen asiatischen Kulturen analog verläuft.

Die Diskussion „Ost oder West“ sowie „Widerspruch oder Ergänzung“ begann in China bereits Mitte des 19. Jh., und zwar im Anschluß an den damals gegen England verlorenen Opiumkrieg, dessen unglücklicher Ausgang Selbstzweifel auslöste und die existenzielle Frage aufwarf, ob China sich nicht von Grund auf ändern müsse, wenn es überleben wolle.

Diverseste Vorschläge begannen sich damals herauszuentwickeln, deren Extreme am Ende durch zwei Pole – und zwei Parolen – gekennzeichnet wurden, nämlich „totale Ablehnung“ und „totale Verwestlichung“. Doch wäre dieser Diskurs nicht chinesisch gewesen, hätte er sich nicht schon bald wieder zur Mitte hin bewegt und seinen

Niederschlag in einer vereinheitlichenden Formel gefunden, nämlich dem oben (8.1.1.2) bereits erwähnten und so berühmt gewordenen *zhong ti xi yong*-Leitspruch: „Man nehme die chinesische Kultur zur Grundlage und mache sich dabei die westliche Kultur zunutze“.

Sieht man einmal von erneuten extremen Pendelbewegungen, wie sie sich vor allem im Zeitalter des Maoismus ereigneten ab, so bildet das *zhong ti xi yong* auch heute noch die „Hauptströmung“ bei der Auseinandersetzung mit den immer wieder alles beherrschenden westlichen Einflüssen. Zwar gibt es auch heute noch „Nebenströmungen“, die dem Extrem das Wort reden. Der Astrophysiker Fang Lizhi, der im Vorfeld der Studentenproteste von 1989 als Wortführer der „Rebellen“ bekannt wurde, verlangt beispielsweise immer noch die *quanpan xihua*, d.h. die „totale Verwestlichung“. Auf der anderen Seite der Front, vor allem an verschiedenen Lehrstühlen, gibt es wiederum Apologeten, die eine verstärkte Rückbesinnung auf das Eigene fordern, zumindest aber lautstark vor aller Verwestlichung warnen (man denke an Zhang Rulun von der Fudan-Universität oder Chen Leming vom Europainstitut bei der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften). Die „Hauptströmung“ aber läuft, wie gesagt, auf Ergänzung und Harmonisierung oder, wie in dieser Serie<sup>64</sup> postuliert, auf „Verschichtung“ hinaus. Wer sich partout nicht von der Zwangsvorstellung einer „kulturellen Konfrontation“ freimachen könne, setze sich dem Verdacht aus, Konflikten, die eigentlich politischer Art sind, den Mantel der „Kultur“ umzuhängen! Die „Entweder-Freund-oder-Feind“-Logik setze die Linie des historisch zu Ende gegangenen Kalten Kriegs fort und verschließe überdies die Augen vor der historischen Tatsache, daß auch ein Land wie China im Laufe seiner langen Geschichte schon häufig mit Herausforderungen kultureller Art konfrontiert gewesen ist, die allerdings samt und sonders durch Synthetisierung und Harmonisierung hätten überwunden werden können. Im Verlaufe der „5.000 Jahre währenden chinesischen Geschichte“ sei es zumindest dreimal zu einem solchen epochalen „Kulturaustausch“ gekommen, nämlich das erste Mal im 3. vorchr. Jh., als bei der Frage, wie die militärischen Dauerauseinandersetzungen beendet werden könnten, die so grundverschiedenen Optionen der „Hundert Schulen“ aufeinanderprallten, am Ende aber, trotz aller Verschiedenheiten, doch zu einem Ausgleich hätten finden können. Der zweite Akt habe im 5. und 6. Jh. n.Chr. eingesetzt, als im Zeichen der *Nanbeichao*, d.h. der „Südlichen und Nördlichen Dynastien“ (420-589), eine gewaltige Völkerwanderung in Bewegung kam, in deren Verlauf sich Nomadenvölker in Zentralchina niederließen und sich vor allem der indische Buddhismus Bahn brechen konnte. Damals kam es zu einer, wenn auch keineswegs immer einfachen, Koexistenz der drei hauptsächlichsten Weltanschauungen des Konfuzianismus, des Daoismus und des Buddhismus. Der dritte „kulturelle Zusammenstoß“, der aber am Ende ebenfalls wieder zu einem „Kulturaustausch“ werden dürfte, begann, wie bereits erwähnt, Mitte des 19. Jh., und ist auch heute, am Ende des 20. Jh., noch keineswegs beendet, sondern erstreckte sich wahrscheinlich noch weit bis ins 21. Jh. hinein. Seine Höhepunkte waren bisher die 4.-Mai-Bewegung von 1919 sowie die Klassenkampfperiode der Jahre 1949 bis 1978, in deren Verlauf Kategorien des westlichen Marxismus von China Besitz zu ergreifen schienen, die sich allerdings im Laufe einer längeren Praxis ebenfalls zu mutieren und die zu jenen „Mao-Zedong-Ideen“ zu mutieren begannen, die als solche in nachmaoistischer

<sup>63</sup>Dazu im Überblick: *Dongxifang wenming: chongtu haishi ronghe* (Östliche und westliche Zivilisation: Zusammenstoß oder Konvergenz), Xinxing chubanshe, Beijing 1996.

<sup>64</sup>C.a., 1998/3, Abschnitt 7.3.3.

Zeit schnell an Bedeutung verloren und heutzutage nur noch Kult- und Kanon-Funktionen erfüllen.

Im Zeitalter der Renormalisierung, das mit der Reformbewegung von 1978 eingesetzt hat, geht die „herrschende Lehre“ – oder besser: „Hauptströmung“ – Chinas von der optimistischen Erwartung aus, daß die chinesische Tradition in der Auseinandersetzung mit westlichen Einflüssen einer neuen Blüte entgegengehe. Der Prozeß dieser Anpassung vollziehe sich nach dem Schema: „Zusammenstoß – Koexistenz – Austausch – Assimilation – Integration“.<sup>65</sup>

Zu der Frage, ob Widersprüche und Klassenkämpfe oder aber Konvergenz und Versöhnung im Vordergrund stehen sollten, hat es bereits in maotischer Zeit eine gerade für chinesische Verhältnisse typische Debatte gegeben. Der Leiter der Beijinger Parteihochschule, Yang Xianzhen, brachte damals einen vielzitierten Vier-Zeichen-Begriff in die Diskussion, nämlich *he er er yi* („Zwei versöhnt sich zu Eins“), und hatte damit die in der damaligen Zeit lebensgefährliche Kühnheit begangen, zu Mao Zedongs Parole *yi fen wei er* („Eins spaltet sich in zwei“) auf Gegenposition zu gehen. Yangs Vorstellungen liefen, traditionell ausgedrückt, auf „Harmonie“ und auf einen „mittleren Weg“, modern formuliert auf Koexistenz, Konvergenz und Klassenversöhnung hinaus, während Mao am Primat des Klassenkampfes festhalten wollte. Man kann sich Yangs Schicksal während der Kulturrevolution ausmalen!

Mao Zedongs Klassenkampfpostulat, das fast drei Jahrzehnte lang die Geschichte der Volksrepublik bestimmt hatte, gehört seit dem Reformbeschluß vom Dezember 1978 der Geschichte an. Mit seinem Extremismus hatte er eine Position bezogen, die zur „Hauptströmung“ des chinesischen Denkens in einem geradezu antipodenhaften Gegensatz stand. Diese „Hauptströmung“ ist in dem Begriffe *ronghe* beschlossen, der sich aus zwei für die chinesische Einstellung ungemein typischen Begriffen zusammensetzt: *rong* heißt „auftauen, schmelzen“, wobei Assoziationen an das Tauen des Schnees im Frühling lebendig werden. *Rong* läßt aber auch an glückliche Zusammenhänge denken, die von „Milch und Honig“ bis hin zu Partnerschaften reichen. *He* andererseits ist der Generalbegriff für alles, was sich die chinesische Welt als „harmonisch“ vorstellt oder wünscht.

Andere Wortverbindungen in dieser Richtung sind *rongqia*, womit beispielsweise ein „sehr harmonisches“ Verhältnis zwischen Kadern und Massen gemeint sein kann oder aber *rongrong*, was soviel heißt wie „heiter gestimmt, gut gelaunt“. Spürt man in der Luft eine wohlige Frühlingswärme, spricht man von *chunquang rongrong*.

Vor diesem Hintergrund gilt die Konfrontations-Hypothese vielen chinesischen Intellektuellen als ein – spezifisch amerikanischer – Versuch, in einer Zeit, da die westliche Vorherrschaft durch spektakuläre asiatische Erfolge zunehmend in Bedrängnis gerate, einen wie immer gearteten neuen Feind aufzufindig zu machen und damit gleichzeitig neue Bedrohungsvorstellungen an die Wand zu malen.

Demgegenüber komme es darauf an, Differenzen hintanzustellen und in erster Linie das Gemeinsame zu betonen. Das Postulat, zuerst solche Probleme anzupacken, die gelöst werden können und die anderen erst später zu behandeln, sei ein altbewährtes Prinzip chinesischer Verhaltentechnik, das übrigens auch von Li Peng der ersten eurasischen Konferenz (ASEM) im März 1996 in Bangkok unterbreitet worden sei.

Im Licht des Wunsches nach „harmonischem Ausgleich“ erweisen sich alle Einseitigkeiten als Fratzen – und erscheint gleichzeitig die Forderung, daß sich die Angehörigen der westlichen Kultur in einem nachholenden Prozeß stärker mit dem Osten und seinen Denkvorstellungen auseinandersetzen müßten, als A und O eines konstruktiven Neubeginns: Einseitigkeit werfen die Verfechter der „Hauptströmung“ erstens all jenen westlichen Propheten vor, die glauben, daß nach dem Ende des Kalten Kriegs der Weg frei sei für eine totale Verwestlichung der Welt. Auch Autoren, die diese Vorstellung nur verklausuliert aussprechen, indem sie, wie z.B. Francis Fukuyama, vom „Ende der Geschichte“ sprechen, bleiben vor solchen chinesischen Kritiken nicht verschont: Wollten sie mit ihren „end-geschichtlichen“ Vorstellungen doch lediglich die Behauptung aufstellen, daß sich die kulturelle Hegemonie des Westens endgültig durchgesetzt habe, so daß die weitere Entwicklung kulturell im wesentlichen eindimensional verlaufen könne.<sup>66</sup>

Dabei hätten die Verfechter solcher Ansichten doch eigentlich längst erkennen können, daß z.B. die ostasiatischen Wirtschaftserfolge nicht mit westlichen Methoden, sondern auf einem Weg herbeigeführt worden seien, der offensichtlich mit Besonderheiten „östlicher Kultur“ zu tun habe.

Aus einer solchen Erkenntnis hätten sie – zweitens – die Schlußfolgerung ableiten können, daß Modernisierung nicht gleich Verwestlichung ist und daß die wirtschaftlich erfolgreichen Staaten wie Japan, Singapur oder Korea nicht einfach nur Kopien des Westens, sondern daß bei ihnen Östliches und Westliches einen gelungenen Verschmelzungsprozeß eingegangen seien. Wenn sich diese so überaus erfolgreichen Gesellschaften bisher nicht bemüht hätten, das Asiatische per se mit dem gebotenen Nachdruck herauszustreichen, so habe dies ganz einfach damit zu tun gehabt, daß sie vom wirtschaftlichen Aufbau dermaßen in Anspruch genommen waren, daß für ideologische Flankierungserklärungen keine Zeit geblieben sei. Lediglich die Lee Kuan Yew-Schule habe hier Nachholarbeit geleistet und mit ihrer Lehre von den „asiatischen Werten“ Verständnis für die Besonderheiten Asiens wecken können.<sup>67</sup>

Zweitens müsse auch dadurch ein Globalisierungs-Ausgleich geschaffen werden, daß der Westen künftig mehr vom Osten lernt. Es sei nun einmal eine Tatsache, daß sich asiatischen Gesellschaften seit nunmehr fast 100 Jahren intensiv mit der westlichen Kultur und ihren materiellen Errungenschaften auseinandergesetzt hätten, während die meisten westlichen Gesellschaften für Asien kaum wirkliches Interesse zeigten und von Asien, bei genauem Hinsehen, herzlich wenig wüßten. Vor allem die USA hätten diese mangelnden Kenntnisse in den vergangenen 50 Jahren teuer bezahlen müssen. Gerade sie wären gut beraten, wenn sie „etwas mehr von der östlichen Kultur lernten“ und für mehr Gegenseitigkeit im Informationsfluß sorgten. Nicht zuletzt die chinesische Kultur halte ja vieles bereit, was durchaus beherzigenswert wäre. Hier zwei Beispiele:

- In der chinesischen Literatur seien bezeichnenderweise nie Kriege oder Gewalt verherrlicht, sondern stets Sympathien für den Schwächeren gezeigt worden. Diese pazifistische Haltung habe einen modernen Ausdruck in den nach dem Zweiten Weltkrieg (gemeinsam von China, Indien und Birma) aus der Taufe gehobenen „Fünf Prinzipien der friedlichen Koexistenz“ gefunden.

<sup>65</sup> Expressis verbis wird diese Meinung vor allem von Wang Hai-guang in seinem Werk „Die Spirale der Geschichte“ vertreten, zitiert a.a.O.

<sup>66</sup>Ebd., S.10.

<sup>67</sup>Ebd., S.12.

- Zweitens verdiene auch die chinesische Auffassung von den Menschenrechten eingehendere Beschäftigung und mehr Verständnis. Wichtiger noch als individuelle Rechte sei nämlich in einem Land, das sich wirtschaftlich und technologisch erst noch zu entwickeln habe, das Existenzrecht. Bevor man über Individualrechte spreche, müsse man zuerst satt geworden und warm gekleidet sein. Wen interessiert schon die Freiheit, wenn es ums Überleben geht?<sup>68</sup>

Immer wieder fallen freilich auch Chinesen in das alte Klischee zurück, daß die „chinesische Kultur zum Humanismus, die westliche Kultur aber zum Materialismus tendiert“. Vor einer solchen Vereinfachung hatte bereits der Philosoph Hu Shi in seinem Essay „Unsere Einstellung gegenüber der westlichen Zivilisation“ eindringlich gewarnt<sup>69</sup> – genützt hat es freilich nichts. Gleichwohl enthält die Forderung, zumindest jetzt, im Informationszeitalter, das Wissen voneinander etwas besser ins Gleichgewicht zu bringen, mehr als nur ein Körnchen Wahrheit. Nicht wenige Chinesen glauben unterstellen zu können, daß mit Hilfe einer solchen Annäherung auch gewisse Auswüchse in der westlichen Gesellschaft gedämpft würden, sei es nun die „übermäßige Jagd nach Konsum, die schrankenlose Freiheit des einzelnen und die sexuelle Promiskuität oder sei es die Gewalttätigkeit, die mit einer zu geringen Einbindung des einzelnen in die Gesellschaft einhergehe“.<sup>70</sup>

Was den meisten Asiaten vorschwebt, ist letztlich keine westliche oder eine östliche, sondern eine „andere“ Moderne, die sich aus der Begegnung *beider* Welten herausentwickelt. Ginge es den asiatischen Vorstellungen nach, so hätte eher das Wir vor dem Ich, die Hierarchie vor der Gleichheit, die überschaubare Gruppe vor der großen Allgemeinheit, die Gesamtordnung vor der individuellen Durchsetzungsfähigkeit, die Harmonie gegenüber dem Konflikt und die Korporativität gegenüber dem Einzelunternehmertum eindeutigen Vorrang.

Aus der Sicht des Westens dagegen müßte gerade die umgekehrte Reihenfolge verbindlich werden.

Hier wird es langfristig zur Herausbildung einer neuen mittleren Linie kommen müssen.

### 8.2.3

#### Ist der Westen auf die Begegnung mit Asien vorbereitet?

Die „Asienkrise“ des Jahres 1997 hat bei nicht wenigen Europäern kontraproduktive – weil allzu selbstzufriedene – Reaktionen ausgelöst, nachdem plötzlich „bestätigt“ zu sein schien, was man immer schon gewußt zu haben glaubte, daß es sich nämlich bei dem „asiatischen Wirtschaftswunder“ lediglich um eine Fata Morgana gehandelt habe. Reaktionen dieser Art zeigen, wie wenig das Phänomen Asien dem Westen bis auf den heutigen Tag wirklich unter die Haut gegangen ist: als ob die japanischen, koreanischen oder chinesischen Wirtschaftserfolge der vergangenen Jahre lediglich konjunkturellen Zufällen zuzuschreiben gewesen und nicht etwa auf tiefere Ursachen zurückgegangen wären, nämlich ein bestimmtes Wertesystem, das auf Leistung, Bienenfleiß, Risikobereitschaft, religiöse Tabufreiheit und auf Korporatismus beruht!

Wegen einer kurzfristigen Krise, von der einige asiatische Volkswirtschaften 1997 überrollt worden sind, kann dieses „menschliche Kapital“ doch keineswegs lahmgelegt worden sein! Vielmehr ist davon auszugehen, daß sich

zumindest die früheren Wachstumsspitzenreiter innerhalb von zwei bis drei Jahren nach dem Prinzip regenerieren, daß „mich stärker macht, was mich nicht umbringt“. Man vergesse nicht, daß selbst die Hauptopfer der „Asienkrise“, nämlich Indonesien, Thailand und Südkorea, 1998 nach wie vor ein positives Wachstum aufweisen – Korea 1998 wahrscheinlich +2,5%.

Spätestens um die Jahrtausendwende, die ja kurz bevor steht, dürften also viele von ihnen wieder als das hervortreten, was sie bis 1996 fast unangefochten zu sein schienen, nämlich als „Tiger und Drachen“, auch wenn zweistellige Zuwachsraten fortan wohl der Vergangenheit angehören. Wieder einmal wird „der“ Westen dann zur Kenntnis nehmen müssen, daß er erneut die Chance ver säumt hat, sich auf „die“ Asiaten und auf eine wirkliche Begegnung mit ihnen einzustellen.

Die Frage bleibt also auch in Zukunft auf der Tagesordnung: Wie kann sich der Westen für das asiatisch-pazifische Jahrhundert sublimieren?

Vorbereitungen müssen hier offensichtlich in zweifacher Hinsicht getroffen werden, nämlich technisch-wirtschaftlich, vor allem aber kulturell im Sinne eines Sich-Einlassens auf „fremde“ Sprachen und Spielregeln:

#### 8.2.3.1

##### Die Annäherung im technisch-wirtschaftlichen Bereich

Seit Mitte der 60er Jahre sind die Wirtschaftserfolge Ostasiens auch für den Durchschnittseuropäer oder -amerikaner unmittelbar im Alltag spürbar geworden, ob er nun mit einer japanischen Kamera fotografiert, ein koreanisches Auto fährt und eine Hongkonger Uhr trägt oder ob er seinen Arbeitsplatz verloren hat, weil die „asiatische“ Konkurrenz Verdrängungswirkung ausgeübt hat. Überall zeigen sich seit den 80er Jahren Globalisierungseffekte dieser Art. Dies bekommt nicht zuletzt Deutschland zu spüren, das ein Drittel seines Sozialprodukts über Exporte erwirtschaftet – in Japan und in den USA ist es demgegenüber gerade einmal jeweils ein Zehntel! Wie schnell das Globalisierungstempo Veränderungen herbeiführen kann, haben besonders schmerzhaft Länder wie Argentinien oder Großbritannien erfahren müssen: Wer weiß schon, daß Argentinien noch zu Beginn des 20. Jh. eines der reichsten Länder der Welt war und wer kann sich heute noch vorstellen, daß im Weltreich Großbritannien vor kaum einem halben Jahrhundert die Sonne nicht unterging!

Zukunftsfähigkeit ist also gefragt – und eine gehörige Portion von Anpassung an das bevorstehende asiatisch-pazifische Jahrhundert. Drei Instanzen sind dabei vor allem angesprochen, nämlich der Staat, die Tarifparteien und die Betriebe:

- Der Staat, sei es nun die Bundesrepublik Deutschland im engeren Sinn oder aber die EU, kann sich längerfristig wohl kaum auf neoliberale Positionen zurückziehen. Vielmehr ist seine Mitwirkung auch in der Wirtschaftspolitik gefragt. Er hat also günstige Voraussetzungen im weltweiten Standortwettbewerb zu schaffen und übrigens auch im Außenbereich zur Hand zu gehen, sei es nun, daß Spitzenpolitiker auf dem Weg über Delegationsbesuche den Vertretern der Wirtschaft ein „angemessenes Entree“ bei potentiellen Kunden verschaffen, sei es, daß der Staat bei der Errichtung von „Deutschen Häusern“ oder „European Councils“ mithilft oder sei es, daß die öffentliche Hand für vorteilhafte Finanzierungsmodalitäten sorgt sowie die Forschung unterstützt.

- Gefordert sind aber auch die Tarifparteien, die sich vom Kuchen der ostasiatischen Praxis durchaus ei-

<sup>68</sup>Ebd., S.19.

<sup>69</sup>Abgedruckt in De Bary, Chan, Watson, *Sources of Chinese Tradition*, New York 1960, S.836 f.

<sup>70</sup>Chongtu, a.a.O., S.20.

ne Scheibe abschneiden könnten. Die enge Bindung zwischen Betrieb und Arbeitnehmern hat in Japan beispielsweise dazu geführt, daß dort nicht die Industriegewerkschaft, sondern die Betriebsgewerkschaft regulativ geworden ist. Stärkere Arbeiterbeteiligung am Betriebsvermögen, nachhaltigere Differenzierung der Lohnzahlung und Lohnverzicht im Fall von Betriebsverlusten, nicht zuletzt aber auch die Möglichkeit, daß Arbeitslose sich zu einem niedrigeren Einstiegstarif in den Arbeitsmarkt einklinken können, wären Lektionen, mit deren Beherrschung eine gegenseitige Annäherung gefördert würde. Ganz in diesem Sinne dürften auch die Reallöhne künftig keinesfalls schneller steigen als die Arbeitsproduktivität, und auch das Tabu, daß tarifliche Flächenverträge nicht durch individuelle Betriebsvereinbarungen sowie durch Öffnungsklauseln durchbrochen werden sollten, müßte neu überdacht werden.

- Was schließlich die Betriebe anbelangt, so haben sie vor allem zwei Imperativen zu gehorchen, denen sich viele asiatische Unternehmen seit langem fügen, nämlich der Innovation und der verstärkten Bearbeitung von Zukunftsmärkten, zu denen ganz gewiß auch der asiatisch-pazifische Raum gehört, in den bisher lediglich 6% der deutschen Exporte gehen.

Für die deutsche Wirtschaft sind Exporte lebenswichtig, da jeder dritte Arbeitsplatz in der Bundesrepublik vom Export abhängt – verglichen mit Japan, wo dies nur bei jedem siebten Arbeitsplatz der Fall ist.

Drei Defizite können der deutschen Exportwirtschaft im Hinblick auf Asien vor allem angekreidet werden, nämlich wirtschaftliche, kulturelle und finanzielle „Unterrepräsentanz“:<sup>71</sup>

Erstens sind deutsche Firmen bei den Direktinvestitionen nach wie vor schwach vertreten. So flossen beispielsweise 1996 nur 6% des deutschen Kapitaltransfers nach Asien – und dies trotz der Tatsache, daß die deutsche Bundesregierung in ihrem Asienkonzept vom Oktober 1993 und die EU mit ihrer Asienagenda von 1994 den ganzen Kontinent, vor allem aber Ostasien, zum künftigen Schwerpunkt deutscher und europäischer Außenbemühungen deklariert hat. Zweitens gibt es Mängel in der Ausbildung, nicht zuletzt im linguistischen Bereich, und drittens gewähren die deutschen Banken vor allem der mittelständischen Wirtschaft zu wenig Unterstützungshilfe.

### 8.2.3.2

#### Annäherung im Denken und Abstimmung bei den Spielregeln

Lücken und Defizite, wie sie bisher erläutert wurden, liegen hauptsächlich im wirtschaftlich-technologischen Bereich und können daher ohne besonderen Aufwand nachgebessert werden.

Weitaus schwieriger dagegen ist die Begegnung im kulturellen Kontext, da es hier vor allem um ein Abrücken von liebgewordenen Gewohnheiten, nicht zuletzt auch um einen oft makabren Eurozentrismus geht, der das Denken westlicher Politiker und Unternehmer insgeheim nach wie vor beherrscht, selbst wenn sie empört reagierten, würde man ihnen diese Haltung offen vor.

Mit einer Dreistigkeit ohnegleichen wird beispielsweise immer noch erwartet, daß die Asiaten sich in europäischen Sprachen äußern. Auf die umgekehrte Idee, daß ein europäischer Bankenvertreter in Hanoi oder Ho-Chi-Minh-Stadt auch einmal Vietnamesisch reden sollte, scheint kaum jemand zu verfallen; statt dessen gelten

Verständigungshürden bisweilen sogar als „Standortnachteil“ – und zwar keineswegs für den Gast, sondern für das Gastgeberland!

Selbst Japanisch, also das Idiom eines industriell hochentwickelten Volkes, das von 125 Mio. Menschen als Muttersprache verwendet wird, erscheint dem Großteil der europäischen oder amerikanischen Japan-Kaufleute nach wie vor als ein Schloß mit sieben Riegeln, das sie keinesfalls öffnen wollen. Dies geht so weit, daß sie nicht einmal Statistiken lesen können, sondern auch hier auf Übersetzungen angewiesen sind.

Der oben erwähnte chinesische Vorwurf, daß die meisten „Westler“ der östlichen Kultur – und übrigens auch den östlichen Sprachen – bis auf den heutigen Tag geringe oder gar keine Beachtung schenken, ist also nach wie vor durchaus berechtigt.

Immerhin gedeiht der wirtschaftliche Austausch trotz dieses Gefälles zwischen asiatischen Europa- und europäischen Asienkenntnissen schon heute durchaus zufriedenstellend. Um wieviel glatter könnte er freilich erst verlaufen, käme es auch noch zu einer sprachlichen und kulturellen Bereinigung zwischen beiden Seiten!?

Wie oben bereits betont, ist Asien auch bei einer Intensivierung der Austauschbeziehungen für Europa und den Westen keine Gefahr, sondern ganz im Gegenteil eine *Chance*. Allerdings muß diese Chance auf faire Weise ergriffen, d.h. sowohl von der kulturellen Begegnung als auch vom Sprachlichen her im Geiste der Gleichberechtigung und -verpflichtung angegangen werden.

Drei Voraussetzungen müssen hierbei vor allem erfüllt werden.

An erster Stelle ist *Offenheit* der Märkte nötig. Hier sind die meisten asiatischen Länder dem Westen bereits weit entgegengekommen. „Asien“ ist ja kein geschlossenes politisches Labyrinth und schon gar kein wirtschaftliches Rückzugsgebiet, sondern eine Vielheit von gegeneinander konkurrierenden Märkten. Geht es daher um konkrete Geschäftsbeziehungen, so dürfte ein koreanisches oder japanisches Unternehmen einem leistungsfähigen europäischen Betrieb allemal den Vorzug vor einem weniger interessanten asiatischen Mitbewerber geben. Die „europäische“ oder „asiatische“ Qualität als solche spielt beim Aufbau von Geschäftsbedingungen vor allem dann keine Rolle mehr, wenn sich Europäer erst einmal in die asiatische Mentalität hineingesteigert haben. Raumgebunden sind am Ende höchstens noch Sicherheits- und Militärüberlegungen, nicht jedoch Wirtschafts- und Technologiebeziehungen, es sei denn, daß man die Transportkosten veranschlagt, die jedoch angesichts der immer moderneren und immer kostengünstigeren Verkehrsmittel sowie angesichts der zunehmenden Miniaturisierung längst nicht mehr ins Gewicht fallen.

Westliche Regierungen und Firmen können sich also künftig jederzeit in „Asien“ einklinken – und dürften dort in Zukunft übrigens auch als politische und wirtschaftliche Gegengewichte willkommen sein, sei es nun zur vermeintlich politischen Bedrohung durch China oder sei es zur immer noch beklemmenden japanischen Wirtschaftsüberlegenheit.

Es sind also nicht die „Asiaten“, vor denen europäische Unternehmer Angst zu haben bräuchten: fürchten müßten sie sich vielmehr vor eigenem Kleinmut und vor dem Verlust des ureigensten europäischen Wertesystems, das so „altmodische“ Tugenden wie Fleiß, Sparsamkeit, Offenheit und Wettbewerbs- sowie Lernbereitschaft umfaßt. Insofern ist es weniger die Wachstumsdynamik „Asiens“, die den Europäern gefährlich werden könnte als vielmehr

<sup>71</sup> Dies kam Ende Oktober 1996 bei einer „Asien-Pazifik-Konferenz“ in Delhi zum Ausdruck, vgl. *Die Welt*, 2.11.96.

die eigene Lethargie und das Verschwinden der eigenen Authentizität.

Damit aber taucht ein zweites Postulat auf, nämlich der unumgängliche Perspektivenwechsel, der bei jedem einzelnen einzusetzen hat. *Keji* lautet die konfuzianische Grundregel: fang vor der eigenen Haustür an und „besiege dein eigenes Selbst!“.

Dieses Umdenken im Interesse einer wirklichen „Begegnung“ ist nicht zuletzt deshalb so unverzichtbar, weil im 21. Jh. die Kommunikation zum Sauerteig wird: Noch zu Beginn der 80er Jahre war von dem japanischen Wirtschaftsberater Omae Kenichi die „Theorie der Triade“ in Umlauf gesetzt worden, derzufolge Nordamerika, Europa und „Asien“ das künftige Schicksalsdreieck der Weltwirtschaft abgäben.

Schon bald zeigte es sich freilich, daß eine solche auf ganze Volkswirtschaften, ja auf Wirtschaftskontinente fixierte Betrachtungsweise den realen Entwicklungen nicht entsprach. Immer stärker nämlich richten moderne Firmen ihre Überlegungen auf *Regionen* aus, wo ihre „Vier C's“ (Corporations, Communication, Citizens, Capital) frei, d.h. von bürokratischen oder gewerkschaftlichen Vorgaben möglichst ungehindert operieren können. Geeignete Standorte dieser Art aber müssen keineswegs immer innerhalb der „Triade“ liegen, wie das Mekka der Schiffseigner, Liberia, oder das Offshore- und Steuerparadies Karibik zeigen, um hier nur zwei besonders prominente Beispiele zu nennen. Vor allem können künftige Informations-Eldorados *außerhalb* der Triade liegen: elektronisches Herzland ist überall!

Längst sind es auch keineswegs mehr nur multinationale Konzerne, die sich, wie z.B. europäische Großunternehmen oder japanische *kigyō keiretsu* ohnehin grenzüberschreitend betätigen, sondern durchaus auch schon kleinere Betriebe, die der Devise *qian dian hou chang* gehorchen: „Vorne der Laden (z.B. in Hongkong, Taibei oder Singapur), hinten die Fabrik“, welch letztere, wie z.B. im Textilbereich, schnell vom einen zum anderen Land hinüberwechseln kann: stets auf der Suche nach dem vielversprechendsten Produktionsstandort.

Leistungsfähige Regionen gibt es sowohl in Europa (Hamburg – Brüssel – Ile de France – Wien – Greater London und Lombardei – in dieser Reihenfolge!) als auch in Asien – man denke an Tokyo, Osaka, Nagoya, Seoul, Hongkong, Singapur, Taibei, Shanghai oder Guangzhou; sie tauchen aber, wie gesagt, immer häufiger auch *außerhalb* der drei Kontinente auf, wie ja überhaupt Geographie (und nun gar Heimatverbundenheit) in der modernen Wirtschaft eine abnehmende Rolle zu spielen scheint – auch in Asien: 1995 wurden z.B. über 80% aller „japanischen“ Farbfernsehgeräte im Ausland gefertigt und z.T. nach Japan reimportiert; bei den Autobauten waren es 1994 32%, 1999 ist mit rund 40% zu rechnen; Mabu-chi Motors, einer der größten Motorenhersteller des Inselreichs, fertigt mittlerweile sogar zu 100% im Ausland. „Patriotische Gewissensbisse“ wegen steigender Steuer-ausfälle oder einer Doppelbelastung der zuhausegebliebenen Klein- und Mittelbetriebe, die sich jetzt auch noch mit Reimporten herumzuschlagen haben, scheint es immer weniger zu geben – „Ade, Japan AG!“.

Man baut seine „Transplants“ und zahlt seine Steuern eben dort, wo es am „wirtschaftlichsten“ ist. Ubi bene, ibi patria!<sup>72</sup>

Wo Kontakte auf diese Weise immer direkter werden, nehmen auch Kommunikationsaspekte an Bedeutung zu, weshalb Sensibilität, Sprachkenntnis und die Fähigkeit,

sich in den Verhaltenskodex des anderen hineinzudenken, immer wichtiger werden.

Gerade im Zeitalter des Computers müßte eine solche Annäherung eigentlich leichter fallen, als es früher je hat der Fall sein können: Wer sich auf die Online-Logik einläßt, kann zwar einerseits der Gefahr erliegen, verstärkt Ellenbogen-Mentalität zu entwickeln und den Gegner durch einen „Mausklick“ einfach zu annihilieren, er hat jedoch gleichzeitig auch die Möglichkeit, verschiedene Identitäten durchzuspielen, Masken zu wechseln und diverse Rollen zu übernehmen, indem er z.B. einmal als Unternehmer, dann wieder als „Unternommener“, einmal als Gestalter, dann wieder als „Gestalteter“, einmal als aggressiver Konkurrent, dann aber auch wieder als Befürworter eines aggressionsfreien Miteinander auftritt. Ebenso kann er abwechselnd eine europäische, dann wieder eine asiatische Sichtweise einnehmen, und lernt auf diese Weise, die verschiedensten Einstellungen durchzuspielen. Er lernt, sich online an bestimmte Denk- und Verhaltensweisen heranzutasten, die er dann offline schneller umsetzen kann, als es ohne diese Vorschulung möglich gewesen wäre.

Ob virtuell „erspielt“ oder aber im täglichen Umgang erlernt – in jedem Fall wird für Europäer die Übernahme von Verhaltens- und Sprachmustern asiatischer Partner zu einer *conditio sine qua non* für künftige Begegnungen.

Vorrangig werden Sprachen erlernt werden müssen. Sprachen sind ja nicht einfach nur Verständigungsmittel (sonst würde Englisch vollauf ausreichen), sondern Zugangspforten zur anderen Kultur. Wer die Sprache erlernt, schwingt sich zugleich auf die Wellenlänge der Sprecher dieses Idioms ein – und erzeugt damit ein Stück Identifikation, das von der anderen Seite mit Aufmerksamkeit, wenn nicht mit Begeisterung zur Kenntnis genommen wird.

Das deutsche Auswärtige Amt konnte in dieser Hinsicht während der 60er Jahre vor allem in einem Land wie Birma Erfahrungen sammeln: Die DDR, die damals ja noch als Hauptgegner der Bonner auswärtigen Politik empfunden worden war, hatte in Rangun eine junge Diplomatin positionieren können, die fließend Birmanisch sprach. In der ehemals britischen Kolonie Birma, wo die Elite des Landes nach wie vor fließend Englisch sprach, hätte es nun ganz gewiß keiner Birmanisch-Kenntnisse bedurft, wenn es nur um das diplomatische ABC oder um bloße außenpolitische Verständigung gegangen wäre. Daß die junge Diplomatin gleichwohl auf der Stelle überall Aufmerksamkeit erregte und „wie eine Hostie“ vom Außenministerium zum Sangha und vom Sangha zu den verschiedenen Frauenvereinen weitergereicht wurde, hat also ganz gewiß andere Gründe gehabt: Hier war eine Europäerin zur Stelle, die viele Jahre ihres Lebens geopfert hatte, um Birma, seine Menschen und seine Kultur „von innen her“ kennenzulernen – und die ihnen damit bereits Respekt gezollt hatte!

Nicht nur das Sprechen, sondern auch das Lesen schafft neuartige Zugänge. Asiatische Texte „klingen“ ja, im Original gelesen, ganz anders, als es in der Übersetzung der Fall ist. Dies beginnt bei bestimmten Ausdrucksweisen, die sich, in eine Fremdsprache übersetzt, höchst befremdlich ausnehmen, da sie nicht in den dortigen Sprachkontext passen, und endet bei der Übersetzung von Namen: Heißt ein chinesisches Mädchen im Roman beispielsweise Xiaoxia, so klingt dies für chinesische Ohren natürlich und unverkrampft; übersetzt man den Begriff jedoch, philologisch zutreffend, mit „lachende rosige Herbstwolke“, so sieht der voreingenommene Leser sogleich das alte Kli-

<sup>72</sup>Zu gewissen Einschränkungen in dieser Richtung vergl. allerdings die Ausführungen in dieser Serie, C.a., 1997/4, S.315 ff.

schee neu bestätigt, daß es sich bei den Chinesen doch um ein ziemlich „exotisches“ Volk handelt!

Auch asiatische Denk- und Umgangsformen wollen von innen her „erfahren“ und erlernt werden. Hat ein Europäer beispielsweise einmal begriffen, daß fast alle Asiaten es ablehnen, nein zu sagen, weil mit einer solch offenen Blockade Harmoniestörungen einhergehen, so wird er seine Ausdrucksweise ändern und gleichzeitig versuchen, auch das Verhalten des anderen „situativ zu lesen“. Er weiß dann beispielsweise, daß „ja“ sowohl ja als auch nein, möglicherweise aber auch „vielleicht“ oder „vielleicht nicht“ heißen kann – und wird sich, wenn er klug und sensibel genug ist, seinerseits darauf einzustellen wissen.

Der Zwang, asiatische Sprachen zu erlernen und asiatische Denk- sowie Verhaltensweisen „ernst zu nehmen“, ja sie zu habitualisieren, wird dadurch erhöht, daß in Zukunft auch der Präsenz-Imperativ an Nachdruck gewinnen dürfte. Angesichts des Gewichts, das vor allem metakonfuzianische Kulturen auf das „Zwischenmenschliche“ zu legen pflegen, genügt es nicht, lediglich per Post, Telefon oder Internet miteinander in Kontakt zu treten. Erforderlich ist vielmehr die physische Präsenz und die tägliche Begegnung mit Geschäftspartnern oder auch mit politisch Handelnden: Die ASEM-Konferenz vom März 1996 hat hierfür einige Richtungssignale gegeben.

Wie sehr die „Bearbeitung“ bestimmter Bereiche vor allem im Geschäftsleben Präsenz erfordert, sei hier durch zwei Inszenierungsbeispiele erläutert, denen vor allem die japanische Praxis jahrzehntelang gehorcht hat und die nachfolgend unter den Stichworten „Go“ und „Sunzi für Manager“ illustriert seien.

„Go“ (chinesisch *weiqi*, wörtl. „Einkesselung“) ist ein Spiel, das über ein – nur von ferne mit dem Schachbrett vergleichbares – Gitterwerk von 19 mal 19 Linien hinweg stattfindet, auf deren 361 Schnittpunkten die ebenfalls 361 etwa pfenniggroßen weißen und schwarzen Spielsteinen gesetzt werden: 180 weiße und 181 schwarze Steine. Die letzteren werden dem schwächeren Spieler zugeteilt, der auch als erster „setzen“ darf, also eine kleine Vorgabe erhält. Ziel des Go/Weiqi ist es, mit den eigenen Steinen möglichst viele Flächenanteile auf dem Spielfeld einzukreisen und dadurch dem Gegner die Bewegungsfreiheit zu nehmen. Vollständig „eroberte“, d.h. mit Ketten umschlossene Gebiete werden Eigentum des einkreisungsstärkeren Spielers, der die eingekesselten „Gefangenen“ vom Brett nehmen darf. Sieger ist, wer am Ende des Spiels die meisten Gegner umfaßt oder aber die meisten bzw. größten Gebiete eingekesselt hat. Jeder Gefangene und jede eingekesselte Schnittstelle zählen einen Punkt. Das Weiqi wird nach traditionellen chinesischen Kriegsregeln gespielt. Einer Legende zufolge soll der sagenhafte Kaiser Yao das Spiel vor 5.000 Jahren erfunden haben, um damit seinem etwas begriffsstutzigen Sohn die Grundzüge der chinesischen Strategie beizubringen.

Im Gegensatz zum Schach erfolgt das Vorgehen beim Go/Weiqi nicht linear-gezielt, sondern einkreisend-ganzheitlich, wobei es zu häufig überraschenden Zugriffen an den unerwartetsten Stellen kommt. Kaum ein anderes Spiel ist so einfach (nur sieben Spielregeln) und doch so kompliziert wie das Go. In Japan gehört die Beherrschung des Go mit zu den obligatorischen Fähigkeiten eines Managers. Übersetzt man die Einkesselung von Gegnern und Feldern mit „Gewinn von Marktanteilen“ (und zwar sowohl im horizontal-geographischen als auch vertikal-warenspezifischen Sinne), so enthüllt sich damit zugleich ein Teilstück des japanischen Erfolgsrezepts auf dem Weltmarkt: ein echter Go-Spieler steht gleichsam ständig un-

ter Zugzwang. Einem Go-Strategen wäre es auch niemals passiert, daß er – wie etwa die Europäer im nachkolonialen Südostasien – einem Konkurrenten das einst so sichere Gebiet fast vollständig überlassen hätte!

Was „Bearbeitungs-Präsenz“ bedeutet, wird noch deutlicher beim zweiten Paradigma, das der bereits erwähnte Omae Kenichi mit seinem 1991 erschienen Buch *Sunzi für Manager* aufbereitet hat: Sunzi, der berühmteste Militärstrateg des Reichs der Mitte, der zwar bereits im dritten vorchr. Jahrhundert gelebt hat, dessen Lehren aber noch von Mao Zedong in den 30er und 40er Jahren des 20. Jh. erfolgreich angewendet wurden, hat ins Zentrum seiner Überlegungen die Frage gestellt, wie eine Schlacht (oder gar ein Krieg) gewonnen werden kann, ohne daß Waffen eingesetzt werden müssen. Seine Antwort lautete, daß der erfolgreiche Stratege seinen Gegner und das gesamte Umfeld der Schlacht genauestens *kennen* müsse, um am Ende immer einen Schritt voraus zu sein.

Auf das moderne Wirtschaftsleben übertragen heißt dies, daß ein erfolgreiches Unternehmen nicht nur seine Gegner, nämlich die Konkurrenten, genauestens ausgeforscht haben muß, sondern daß er darüber hinaus vor allem das „Umfeld“ – in diesem Falle die möglichen Wünsche potentieller Kunden – kennt und sein Angebotsverhalten sowie die Produktpalette darauf einjustiert. Wer hierbei erfolgreich ist, hat seine Gegner praktisch schon besiegt, ohne daß es zum (wirklichen Konkurrenz-) Kampf gekommen wäre. Welche Autos ich anbiete, d.h. welche Getriebearten, welche Karosseriefarben, aber auch welchen Ledergeruch und welche „Ambiente-gestaltungen“ ich zu wählen habe – dies alles muß hellsichtig festgehalten und dann – hierbei der Konkurrenz immer um eine Nasenlänge voraus – in die Tat umgesetzt werden.

Momentaufnahmen dieser Art können freilich nur dann gelingen, wenn die Marktforscher nicht nur Sprache, Sitten und Denkweise der Zielgruppe kennen, sondern wenn sie vor allem im Milieu dauerhaft *präsent* sind. Existenzielle – und nicht nur physische – Präsenz aber verlangt wiederum *kulturelles Vertrautsein* mit dem betreffenden Umfeld. Wo diese Bodenhaftung vorhanden ist, stellen sich auch Wahlverwandtschaften – und Erfolge – ein.